

# **AFRIKA IN BERN**

**Mission in Zeiten der Migration**

# **L'AFRIQUE A BERNE**

**La mission au temps des migrations**

**Kantonale OeME Herbsttagung 2002**

Samstag, 16. November 2002

Kirchliches Zentrum

Bürenpark, Bern

Vorbereitungsgruppe Groupe de préparation	José Balmer, Philippe Bona, Brigitte Bühler, Sabine Jaggi, Eduardo Kiakanua, Gabriel Muntu, Runo Mvumbi, Albert Rieger, Peter Ryser, Linda-Maureen Weibel, Magdalena Zimmermann
Es haben eingeladen Les hôtes de la journée	Fachstelle OeME Bern MIB Missionarische Information und Bildung der Katholischen Kirche Mission 21 Basel Afrikanische Gemeinde Bern
Uebersetzung Traduction	Margrit Pfister, Hector Zuber
Musikalische Begleitung Encadrement musical de la journée	Christoph Fankhauser, Musiker, Rochbachraben und Runo Mvumbi mit den Musikern der afrikanischen Gemeinde Bern
Tonmitschnitt Preneur de son	Rolf Gössi, Elektronik, Auenstein
Fotos Photos	Marc Jost, Lützelflüh
Dokumentation Documentation	Linda-Maureen Weibel
Vervielfältigung Reprographie	Print Shop, M. Flückiger, Bern
Herausgeberin	Fachstelle OeME Speichergasse 29 3011 Bern Tel. 031 313 10 10 Fax 031 313 10 11 E-Mail: <a href="mailto:oeme@refkirchenbeju.ch">oeme@refkirchenbeju.ch</a>
Datum des Erscheinens Date de publication	03.03.03 mars 2003
Preis Prix	Fr. 10.—inkl. Porto
Papier Papier	chlorfrei

## Inhaltsverzeichnis

Begrüssung / Einführung .....	5
Umrahmung Zachäus-Text.....	7
Frau Pfarrer Brigitte Bühler-Wüthrich.....	7
Mission in Afrika .....	11
Namen und Herkunftsland der Gäste .....	12
Zwei Voten aus Afrika .....	12
Votum I: Sister Sarah G. Nkembo, Tansania` .....	12
Votum II: Mr Ewane Nnoko Ngaaje, Kamerun.....	13
Afrika in Bern.....	17
Présentation de l'église Africaine de Berne .....	17
par le pasteur Eduardo Kiakanua et le frère Gabriel Muntu .....	17
Mut zur Mission .....	21
Referat Prof. W. Hollenweger „Mut zur Mission“ .....	21
Repliken .....	30
Susan Graf Brawand, Synodalrätin.....	30
Albrecht Hieber, Mission 21 .....	32
Gedanken und Anregungen aus den Ateliers.....	35
Thesen und Fragen von Walter J. Hollenweger .....	37
Schlussfeier.....	38
Begrüssung .....	38
Meditation zum Text – Prof. Hollenweger Zachäus Lk 19. 1 – 10 .....	39
Hinführung zum Abendmahl.....	41
Gebet .....	42
Einsetzungsworte .....	42
Das Abendmahl.....	43
Fürbittgebete .....	43
LIEDBLATT .....	<b>Fehler! Textmarke nicht definiert.</b>
PRESSESTIMMEN .....	45
„Der Bund“ .....	<b>Fehler! Textmarke nicht definiert.</b>
„Pfarrblatt“ .....	<b>Fehler! Textmarke nicht definiert.</b>
Communiqué der Reformierten Kirchen Bern-Jura.....	45
„Sämann“ .....	<b>Fehler! Textmarke nicht definiert.</b>
Communiqué zur Team Visit.....	47

## Programm

9.00

Ankommen. Kaffee und Tee zur Begrüssung  
Musikalische Einstimmung

9.30

### **Einführung**

Die „Zachäus – Mission“ (Lukas 19, 1-10)

10.00

### Mission in Afrika

mit Gästen von Mission 21 aus verschiedenen afrikanischen Ländern

10.45

### Afrika in Bern

Die afrikanische Gemeinde Bern stellt sich vor

11.30

### „Mut zur Mission“

Referat von Professor Walter J. Hollenweger, Krattigen  
mit anschliessender Aussprache

12.45

Afrikanisches Mittagessen

14.00

Begegnungen und Gespräche in gemischten Gruppen

15.30

### „Der Leib Christi in Bern ist multikulturell“

Liturgische Schlussfeier zur Ermutigung

16.30

Schluss der Tagung

## Begrüssung / Einführung

Liebe Frauen und Männer, liebe Gäste

Die Schweiz ist ein Einwanderungsland – aber unsere Kirchen sind ganz offensichtlich bis heute keine Einwanderungskirchen. Migrantinnen und Migranten unterschiedlicher Herkunft, Kultur und Sprache leben zum Teil seit Jahren unter uns, viele bereits in der zweiten und dritten Generation. Aber die wenigsten haben Raum und Heimat in unseren Kirchen und Gemeinden gefunden.

Die OeME-Herbsttagung 2002 lenkt den Blick auf diese neuartige Realität. Oft unbemerkt von unserer Gesellschaft und von den grossen Kirchen haben Christen, vor allem aus Afrika, in den vergangenen Jahren hier zu Lande Kirchen und Gemeinden gegründet. Ein Phänomen, das wir in vielen europäischen Ländern beobachten können und das mehr und mehr auch in der Schweiz Gestalt annimmt. In diesen sogenannten Migrationskirchen versammeln sich Christinnen und Christen aus verschiedenen Ländern des Südens, vor allem aus Afrika. Es ist ein bislang kaum wahrgenommenes soziales und theologisches Phänomen, das Chancen, aber auch Konflikte birgt.

*Konflikte* – weil uns hier eine neue Form des Kirche-Seins begegnet, mit einer eigenen Theologie und Frömmigkeit, die unsere traditionellen Kirchen herausfordert. Spannungsvoll gestaltet sich diese Beziehung auch deshalb, weil die meisten Mitglieder dieser Migrationskirchen als Flüchtlinge und Asylbewerber unter uns leben. Und was dabei kaum bekannt ist: Diese Ursprungskirchen, aus denen die meisten von ihnen kommen, mit ihren pfingstlichen und charismatischen Wurzeln, sind heute die am schnellsten wachsenden Kirchen und werden zukünftig mit Sicherheit das Gesicht des Christentums weltweit prägen.

*Chancen* – birgt dieses Phänomen, weil die Präsenz der Migrationskirchen für uns auch zu einem ökumenischen Lernprozess werden könnte. „Die Kirche - der Leib Christi in Bern ist heute multikulturell“ – unsere Zusammensetzung an dieser Tagung spiegelt etwas davon wider: Mitglieder aus Kirchgemeinden des ganzen Kantons sind versammelt mit Mitgliedern der afrikanischen Gemeinde in Bern, Gästen aus verschiedenen Ländern Afrikas und zwei indianischen Frauen aus Chiapas in Mexiko, die gegenwärtig in Kirchgemeinden zu Besuch sind. Die weltweite Kirche – der multikulturelle Leib Christi – das ist auch eine Form der Globalisierung. Freilich eine andere als die heute herrschende wirtschaftliche und politische Globalisierung, bei der eine Mehrheit der Menschen, ja ganze Völker, ausgeschlossen werden und zu den Verlierern gehören. Im weltweiten Leib Christi werden Menschen und Kulturen zusammengeführt, sind alle Glieder dieses Leibes verbunden in einer Globalisierung der Solidarität. Ich wünsche uns allen, dass wir etwas von dieser Verheissung heute erfahren und dass uns dies neu ermutigt in unserem Engagement als Kirchgemeinde und als Migrationsgemeinde im Kanton Bern.

Albert Rieger

# Umrahmung Zachäus-Text

Frau Pfarrer Brigitte Bühler-Wüthrich

Uns wird heute ein Bibeltext durch den Tag begleiten.  
Wir sind hier Menschen aus verschiedenen Ländern, mit verschiedener Muttersprache und aus ganz verschiedenartigen Lebensbezügen.  
Dabei ist die Bibel – das Zeugnis unseres gemeinsamen Glaubens – sozusagen unser gemeinsames Mutterland.

Die Bibelgeschichte, welche wir in der Vorbearbeitungsgruppe für diesen Tag ausgewählt haben, ist eine Erzählung, welche veranschaulicht, wie Mission geschehen kann.

Es geht darin nicht um eine flammende Rede, welche in den Zuhörenden den Glauben weckt. Sondern es ist die Geschichte einer Begegnung, welche das Leben eines Menschen von Grund auf verändert.

Ein Mann hört, dass Jesus in seiner Stadt sei.

Dieser Mann ist – salopp ausgedrückt – ein Abzocker erster Güte.

Er hat viele seiner Mitbürgerinnen und Mitbürger übers Ohr gehauen. Menschen sind durch seine Machenschaften um ihr Geld gekommen (was ja auch in unserer Zeit noch ein aktuelles Thema ist – leider).

Dieser Mann – der Herr Abzocker – möchte aus einem erhöhten Versteck heraus einen Blick auf Jesus werfen, wenn er durch die Strasse geht.

Er wird aber von Jesus entdeckt. Und es geschieht eine Begegnung zwischen den beiden, welche seinem Leben eine entscheidende Wende gibt.

Lesen wir die Geschichte von Zachäus – so heisst der Herr Abzocker eigentlich – zuerst in Deutsch – dann in Französisch:

## Jesus begegnet Zachäus – Lukas 19, 1-10

Dann kam er nach Jericho  
und ging durch die Stadt.

Dort wohnte ein Mann namens Zachäus;  
er war der oberste Zollpächter  
und war sehr reich.

Er wollte gern sehen, wer dieser Jesus sei,  
doch die Menschenmenge versperrte ihm die Sicht;  
denn er war klein.

Darum lief er voraus  
und stieg auf einen Maulbeerfeigenbaum,  
um Jesus zu sehen, der dort vorbeikommen musste.

Als Jesus an die Stelle kam,  
schaute er hinauf

und sagte zu ihm:  
„Zachäus, komm schnell herunter!  
Denn ich muss heute in deinem Hause zu Gast sein.“

Da stieg er schnell herunter  
und nahm Jesus freudig bei sich auf.

Als die Leute das sahen,  
empörten sie sich und sagten:  
„Er ist bei einem Sünder eingekehrt.“

Zachäus aber wandte sich an den Herrn  
und sagte:  
„Herr, die Hälfte meines Vermögens will ich den Armen geben,  
und wenn ich von jemand zu viel gefordert habe,  
gebe ich ihm das Vierfache zurück.“

Da sagte Jesus zu ihm:  
„Heute ist diesem Haus das Heil geschenkt worden,  
weil auch dieser Mann ein Sohn Abrahams ist.

Denn der Menschensohn ist gekommen, um zu suchen und zu retten,  
was verloren ist.“

## Jésus rend visite à Zachée - Luc 1 – 10

Jésus, étant entré dans Jéricho,  
traversait la ville.

Et voici, un homme riche, appelé Zachée, chef des publicains,  
cherchait à voir qui était Jésus,

Mais il ne pouvait y parvenir,  
à cause de la foule,  
car il était de petite taille.

Il courut en avant,  
et monta sur un sycomore pour le voir,  
parce qu'il devait passer par-là.

Lorsque Jésus fut arrivé à cet endroit,  
il leva les yeux et lui dit:

«Zachée, hâte-toi de descendre;  
car il faut que je demeure aujourd'hui dans ta maison. »  
Zachée se hâta de descendre,  
et le reçut avec joie.

Voyant cela,  
tous murmuraient, et disaient:  
«Il est allé loger chez un homme pécheur.»

Mais Zachée, se tenant devant le Seigneur,  
lui dit:  
«Voici, Seigneur, je donne aux pauvres la moitié de mes biens,  
et, si j'ai fait tort de quelque chose à quelqu'un,  
Je lui rends le quadruple.»

Jésus lui dit:  
«Le salut est entré aujourd'hui dans cette maison,  
parce que celui-ci est aussi un fils d'Abraham»

Car le Fils de l'homme est venu chercher et sauver  
Ce qui était perdu.»

Wunderbar, wie Jesus missioniert, nicht?

Er nimmt den grossen kleinen Mann in seinem Versteck wahr und pflückt ihn vom Baum herunter, indem er ihn mit seiner Selbsteinladung überrascht.

„Zachäus, komm schnell herunter – denn ich muss heute in deinem Hause zu Gast sein.“

Das ist Mission der Liebe in Aktion.

Jesus drückt damit aus „Ich nehme dich wahr, ich akzeptiere dich – du bist es mir Wert, dass ich dein Gast bin.“ Dies gegenüber einem, der ein stadtbekannter Nutzniesser ist, der von vielen abgelehnt wird – und sich wohl selber nicht besonders mag.

Dieses **Wahrgenommen-werden** und dieses **Sich-akzeptiert-fühlen** geben den Raum der Liebe, in welchem Veränderung stattfinden kann.

Zuerst die Liebe – dann die Veränderung – und das wird dann gefeiert in der Gastfreundschaft. Also nicht, wie wir es kennen und häufig praktizieren: „Zuerst änderst du dich, dann liebe ich dich.“

In der Bewegung von Jesus auf Zachäus zu und in seiner Selbsteinladung sehen wir eine Parallele zum heutigen Tag.

Die afrikanische Gemeinde in Bern hat bei uns von der Berner Kirche sozusagen angeklopft – und gesagt: „Hallo, wir sind da – wir möchten in Kontakt kommen mit euch!“

So freut es uns besonders, dass wir mit diesem Konferenztag zusammen Gastfreundschaft feiern.

## **Mission in Afrika**

Einführung Albert Rieger

Unsere OeME-Herbsttagung fällt in einen Zeitraum, in dem es in einigen Kirchgemeinden unseres Kantons zu einer aussergewöhnlichen Begegnung kommt: Acht ökumenische Gäste aus drei afrikanischen Ländern weilen gegenwärtig für eine Woche zu Besuch in den Kirchgemeinden Hasliberg, Konolfingen, Roggwil und St. Antoni/FR. Dieser Gruppenbesuch, ist eine ökumenische Aktion der reformierten OeME-Stellen der Schweiz, gemeinsam mit unserer katholischen Partnerorganisation „Missionarische Information und Bildung“ (MIB). Wir freuen uns, dass wir sie als Gäste heute unter uns haben und dass es dadurch auch zu einer Begegnung von Menschen aus Afrika und der afrikanischen Gemeinde in Bern kommt.

Die Brücke zu diesen Partnerkirchen in Afrika wird ja auf der reformierten Seite von Mission 21 geschlagen. Sie werden uns jetzt die Gäste vorstellen:

## Namen und Herkunftsland der Gäste

Mrs. Rachel Mayik Ayang, Sudan

Mrs. Margaret Joseph, Sudan

Mr. Ali Edward, Sudan

Mr. Ewane Nnoko Ngaaje, Kamerun

Sister Sarah G.Nkembo, Tansania

Miss Angelina Mabula, Tansania

Brother Joseph Mkomba, Tansania

Reverend Santino Odong Othol, Sudan

## Zwei Voten aus Afrika

Votum I: Sister Sarah G. Nkembo, Tansania`

May I greet you in the name of Jesus Christ?

I belong to the Catholic Church in Tansania.

In my church I work as a Christian professional where by we work with volunteers in the merge of legal service; I also do work with a women group.

Today I'm standing here to share with you the question, what is our mission as a Christian in Tanzania in a world of globalisation. We all know that the globalisation, which is taking place now, has its effects. Some are positive and some are having their negative aspects. I'll try to share with you the globalisation in my country from the economic point of view. In Tanzania, over 57% of our economy is based on agriculture. More than 90% of our population do work on agriculture base. That means that we are depending on our own productions to make them and to sell them.

We do realize considerable additional investments from abroad. But these new companies hire our people for low – very low wages. So their products can be sold much cheaper on the market. And this is exactly the negative side, our own market is endangered, because the prices of our local production and sale have gone up. This negative influence ruins the local market of production. Other negative results of globalisation we feel in the social sector, like education and health care.

The influence of international culturel into Tansania is also endangering our traditions.

The Christian Church in Tanzania has the mission to sensitise and to teach the young Tanzanian people of today, how they deal with these new circumstances as Christians.

And we all know that Christ and the Holy Ghost will guide us to overcome all the negative sides, so that we can live as Christians in the future.

As we can see on today's assembly, we are from different countries, but since we all believe in Jesus Christ, everything is going to be over because He is there for us and we all go together as one, because He loves us all.

We all should depend more on Jesus Christ and we have to pray together as we are on our way to our Lord. Only in this way, we can overcome all situations.

Thank you. My English is not good, sorry. But I'm sure you got along with the message I wanted to give.  
God bless you!.

Votum II: Mr Ewane Nnoko Ngaaje, Kamerun

Brothers and sisters, I greet you in the mighty name of Jesus Christ.

Please excuse my voice, you know I enjoy Switzerland, but the weather has had an effect on my voice.

I came in on the 4<sup>th</sup> of November to share this ecumenical visit in Switzerland. I think we have discovered a lot and we have a lot to share with you.

Switzerland, like most of Europe, contributed to many parts of African Christianity.

The manner we got the message of your missionaries, the imagination in Africa was, that the Europeans were listening on a special way to the voice of Christ and that's just why the Message of God came from there.

The Christian spirit has grown in Africa and I am sure, with the contact you are sharing with African communities over here in Berne, you could realize that the message you gave us, is now coming back, but in a different form: with a lot of fire and a lot of joy!

Today, we live in a world that has become more and more a village.

The concept is called globalisation and affects everyone. You have learned from our sister, in most of Africa it is having negative effects. Some of these we try to struggle against among other things like poverty.

People in Africa resolve many problems - and they do believe in Jesus Christ.

Effects of globalisation result in moving people cross over borders and sea to Europe – some even to Switzerland.

We are sure that some of our brothers and sisters from Africa and other parts of the world are enjoying the richness and affluent society, which exist in Europe and other parts of the world.

The effect of globalisation and our assignment as a Christian missionary during time of globalization has to be realized now.

The Lord word goes into the hearts of mankind, touches their minds, their souls and their spirits.

This aspect of mind is common to all Africans and Europeans.

Brothers and sisters in Christ, I think, it is now the time for Africa, to pray for Europe. To pray for all the problems, which may exist, because every society has their difficulties.

I pray in the spirit of Jesus Christ and the mighty name of God that we overcome all together and that we all are able to feel our Lord's shelter. This wish has to go around the world accompanied by the first mission given by God to mankind.

May God bless us all. And that the light of the world will never leave us as Christians - that the light of the world never wipe out!

2 Seiten  
Artikel über die Arbeit von Rose Akua Ampofo



# Afrika in Bern

Einführung Albert Rieger

Vor vier Jahren haben wir von der Fachstelle OeME aus eine neuartige Entdeckung gemacht: Wir haben einen kirchlichen Chor aus Angola in Kirchgemeinden im Kanton Bern begleitet, der in dieser Zeit in der Schweiz auf Besuch war. Während dieses Besuchs kam es zum ersten Mal zu Begegnungen mit afrikanischen Christen aus Bern und der Umgebung, die in grosser Zahl an diesen Anlässen erschienen waren. Aus diesen ersten Kontakten ist in der Folge eine immer intensivere Beziehung entstanden: Wir lernten einander kennen bei vielen Gesprächen, bei Besuchen im Gottesdienst und wir haben auf unserer Seite schrittweise einen Einblick erhalten in die konkrete Lebenssituation der afrikanischen Gemeinde unter uns.

Heute freuen wir uns, dass wir zum ersten Mal miteinander einen öffentlichen Anlass gestalten können. Als wir vor einem halben Jahr unsere gemeinsame Vorbereitung begonnen haben, haben wir nicht geahnt, wie aktuell die Thematik „Afrika in Bern“ jetzt im Herbst werden würde. Ich denke dabei an die bevorstehende eidgenössische Abstimmung am kommenden Sonntag zur Asylfrage, ich denke aber auch an eine verbreitete Stimmung in der Öffentlichkeit, mit der vor allem afrikanische Frauen und Männer gegenwärtig konfrontiert sind. Umso wichtiger ist wohl unser heutiger Tag der direkten und persönlichen Begegnung und die Chance, aus erster Hand zu erfahren, in welcher Situation afrikanische Menschen unter uns leben.

Présentation de l'église Africaine de Berne

par le pasteur Eduardo Kiakanua et le frère Gabriel Muntu

Notre présentation se fera au travers de ces deux questions, à savoir :  
Qui sommes-nous?  
Que faisons-nous?

Parfois c'est difficile de dire soi-même qui es-tu? Le mieux qu'on puisse te découvrir.

Mais d'une manière breve nous essayerons de nous présenter.

Nous sommes une église africaine à Berne dénommée "Vineyard francophone de Berne" ayant dans son ensemble une centaine de membres y compris les enfants. Nous ne sommes pas seulement un réseau africain en Suisse, mais aussi un peuple chrétien avec comme vocation de partager notre foi en Jésus-Christ avec d'autres Africains non-chrétiens et aussi avec les Suisses.

Comme la mission a une dimension oecuménique, notre plus grand désir, c'est de vouloir faire la mission en Suisse et avec les Suisses, afin d'enrichir notre notion du partenariat et d'intégration.

Mais pourquoi la faire en Suisse et avec les Suisses ?

Nous étions surpris voir même étonnés, dès notre arrivé en Suisse, de voir que dans un pays chrétien comme la Suisse qui nous a envoyé tant de missionnaires

en Afrique, aujourd'hui plusieurs ont pu abandonner les valeurs chrétiennes et la foi en Jésus-Christ au nom de la modernité.

Point n'est besoin de vous dire que la période que nous traversons, est une période dite post-moderne qui est caractérisée aujourd'hui par un retour aux valeurs spirituelles au détriment du matérialisme. Car ce dernier n'as pas pu satisfaire ni comblé le vide ou le vrai besoin de l'homme. C'est pourquoi l'homme est à la recherche de l'ultime réalité, qui le pousse à faire un retour aux valeurs spirituelles qu'il avait abandonnées depuis un certain temps. Raison pour laquelle le temps est favorable pour que l'Eglise chrétienne saute sur l'occasion au lieu de laisser d'autres sectes religieuses profiter de cette prise de conscience de la part de l'homme face aux valeurs spirituelles comme nous le voyons actuellement avec la percée et la croissance des sectes orientales en Occident.

Comme vous le savez, c'est grâce à l'occident que nous Africains avons connu l'évangile. Car notre connaissance de Dieu était un peu vague et désorientée pour le fait que nous n'avons connu un Dieu de révélation, mais plutôt de causalité. La bonne nouvelle pour nous Africains était que Dieu avait un fils, qui était notre intermédiaire avec Dieu. Raison de l'abandon des autres êtres et éléments de la nature qui servaient de médiateurs avec Dieu dans notre continent. Voilà de quelle manière notre foi en Dieu a été canalisée.

Ce que nous comptons faire comme communauté chrétienne africaine n'est rien d'autre que, ce que vous nous avez appris en Afrique lorsque vous êtes venus nous évangéliser. Car cela nous a permis d'orienter notre foi en Dieu par l'intermédiation de son fils Jésus-Christ. C'est dans ce sens que nous voulons donner notre pierre de contribution en essayant de canaliser le retour de l'homme face aux valeurs spirituelles vers le Dieu vivant et personnel.

Si vous-avez lu le prospectus de cette conférence, vous découvrirez le paragraphe suivant, je cite:

“La pratique de l'oecuménisme avec la population migrante doit devenir effective au quotidien pour que nos paroisses puissent découvrir ce que nos frères et soeurs venus d'ailleurs peuvent nous apporter: des cultes animés, un engagement diaconal, la pratique de la prière, le vécu du Saint-Esprit». Fin de citation. Mais le secret pour la réalisation de tout cela réside dans l'expérience personnelle de chacun avec Jésus-Christ et c'est ce que nous voulons partager avec vous.

Comme vous le savez, aujourd'hui la réputation des Africains en Suisse est au bas de l'échelle par rapport au comportement de certains compatriotes qui sont en train de se livrer dans la vente de drogue, vol et prostitution. Pour ce faire, l'église a intensifié ses activités en créant des cellules d'évangélisation dans les centres des réfugiés pour évangéliser et conscientiser nos compatriotes.

Cela n'exclut pas le suivi des personnes arrivant nouvellement à Berne en qualité de réfugié. Nous leur assistons spirituellement, moralement, et parfois matériellement selon le besoin.

Nous faisons la distribution de la nourriture aux plus défavorisés et nous participons aux diverses activités ou manifestations, telles que: Journées des réfugiés, cultes d'ensemble avec d'autres communautés, notre groupe de louange intervient dans plusieurs soirées missionnaire dans d'autres églises, concerts etc. Dans le cadre de la collaboration, nous entretenons de bonne relation avec les églises de la région bernoise de toute tendance et nous collaborons avec les offices communaux du canton.

Dans ce monde de la globalisation nous ne voulons pas rester dans notre «Ghetto Africain», c'est pourquoi donc notre souhait est de collaborer avec l'Eglise nationale dans un partenariat pour faire avancer ensemble le royaume de Dieu .

Nous vous remercions et que le Seigneur vous bénisse.

Pour l'église Africaine

Pasteur Eduardo Kiakanua  
Responsable de l'église.

## QUAND LE MISSIONNAIRE REFUSE D'ÊTRE FRÈRE DU MISSIONNÉ

L'amour du grand nombre se refroidit, la société change ces valeurs. Tout est calculé, qu'est-ce que cela me rapporte? La crise économique, difficulté sociale, dépravation des mœurs à qui la faute? A l'étranger. L'étranger est à renvoyer chez lui, sa place n'est pas dans cette société: c'est la brebis galeuse. Voici son identité: profiteur, voleur, vendeur de drogue, prostitué, causeur de crise d'emploi...

Que la société diabolise et rejette l'étranger, cela est compréhensible, quand l'église imite l'optique de la société c'est dramatique. Pourtant ce sont les missionnaires européens d'autrefois qui se sont identifiés à notre misère sociale et spirituelle en Afrique.

Frères chrétiens européens, vous savez que DIEU est missionnaire. Par son incarnation, il est venu visiter l'homme pour s'identifier à sa situation en partageant sa vie avec ce dernier. Ce fut un acte rédempteur, réalisant ainsi son projet d'habiter et vivre avec l'homme.

C'est pourquoi Jésus dans sa relation avec ses disciples nous montre cette convivialité et proximité entre le missionnaire et le missionné. Mar 3: 13, 14 nous dit: «il appela ceux qu'il voulut, et vinrent auprès de lui, il en établit 12, pour les avoir avec lui...»

Encore Jean 14: 2,3 rapporte: «Je vais vous préparer une place... Afin que là où je suis, vous y soyez aussi».

Aujourd'hui est le moment favorable pour que l'église occidentale s'identifie, vive et partage sur son propre territoire, avec ses frères étrangers (africains), les valeurs chrétiennes que vous nous avez enseignées alors que nous étions chez nous et que l'étranger non chrétien était une personne à missionner.

Donc la communauté chrétienne d'Europe est appelée à vivre la mission à l'image de CHRIST.

Ainsi serait le regard missionnaire de l'Europe en ce temps de migration.

Gabriel Muntu

# Mut zur Mission

Einführung Albert Rieger

Professor Walter Hollenweger ist schon ein alter Bekannter in unserer OeME-Arbeit. Er hat uns bei anderen aktuellen Themen mit seinen Beiträgen immer inspiriert und herausgefordert. Wir haben ja das Privileg, im Kanton Bern einen Missionstheologen und Ökumeniker der ersten Stunde zu haben, der, wie kaum ein anderer, sich mit dem Thema unserer Tagung auseinandergesetzt hat. Seine Arbeiten über die Pfingstkirchen und über die Migrationsgemeinden sind bis heute wegweisend in der weltweiten ökumenischen Diskussion. Und bei all dem haben wir erfahren: Professor Hollenweger ist immer für Überraschungen gut.

„Wie aus Grenzen Brücken werden“ heisst der Titel eines Buches von Walter Hollenweger, das bereits Anfang der 80er Jahre erschienen ist. Dieser Titel bringt auch das Anliegen der heutigen Tagung auf den Punkt.

## Referat Prof. W. Hollenweger „Mut zur Mission“

### 1. Zahlen zwingen zum Denken. Zum Gemeindegewachstum:

Während unsere Medien von Säkularismus schwätzen, wird die Welt von religiösen Aufbrüchen (guter und schlechter Art) erschüttert. Während unsere kirchlichen Publikationsorgane keine Ahnung von der Erweckung haben, die jenseits von Bümpliz und Spreitenbach durch die Welt braust, wird die Religion weltweit neben Geld und Sex zur treibenden Kraft in Politik und Kultur. Dabei geht völlig unter, dass auch das Christentum eine Erweckung erlebt, wie es sie in der ganzen Geschichte nie gegeben hat. Betrachten Sie die Zahlen:

Die christlichen Konfessionen in Prozenten des Gesamtchristentums  
(siehe Grafiken)

Dass das Christentum stärker wächst als die Weltbevölkerung, verdanken wir den Kirchen der Dritten Welt und hier besonders den pfingstlichen oder pfingstähnlichen sogenannten Unabhängigen Kirchen. Wahrscheinlich haben unsere theologischen Lehrer die Masern gehabt, als in der Schule die Arithmetik behandelt wurde. Sonst würden sie diese Millionenkirchen nicht als „marginale Sekten“ behandeln. Wer sind denn hier „die Sekten“? Nehmen Sie das Beispiel von Südafrika: 50 % der schwarzen Bevölkerung gehören zu den sogenannten Zionisten, die alle samt und sonders auf pfingstliche Missionare zurückgehen. Nur 20 % gehören zu den sogenannten Missions- oder historischen Kirchen, katholisch und evangelisch. Wer sind denn hier die Mehrheitskirchen und wer sind die „marginalen Sekten“? Man sagt: Ja, aber diese unabhängigen Kirchen sind apolitisch und theologisch unterbelichtet. Vielleicht.

Immerhin kommen aus ihren Reihen einige der prägnantesten Kämpfer für die Gleichstellung der Rassen, Zum Beispiel Frank Chikane, Pastor der Apostolic Faith Church, mehrmals verhaftet und gefoltert wegen seines Eintretens für seine schwarzen Brüder und Schwestern – übrigens von einem Polizisten, der zur gleichen Kirche gehörte wie er. Später wurde er Nachfolger von Desmond Tutu als Generalsekretär des Südafrikanischen Kirchenbundes, obschon seine Kirche nicht

zum Kirchenbund gehörte. Heute ist er Direktor des Büros des Ministerpräsidenten. Apolitisch? Ferner, viele von ihnen haben an renommierten Universitäten promoviert. All das wird weder in westlichen Missionskreisen noch in den Medien zur Kenntnis genommen.

Die westlichen Evangelikalen und Pfingstler brauchen die obigen Statistiken, um ihren weltweiten Erfolg auszuweisen. Aber sie übersehen dabei, dass diese neuen Kirchen der Dritten Welt durch ihre bloße Existenz die schärfste Kritik am westlichen Evangelikalismus und auch an der westlichen Pfingstbewegung sind. Das zeigt sich an der heftigen Kritik evangelikaler Rezensenten an meinem „Charismatisch-pfingstlichen Christentum“ (1977), einem Buch, das versucht, die Bedeutung der Drittwelt-Pfingstler an der kritischen Theologie innerhalb der Pfingstbewegung darzustellen.

Eines ist sicher: Wenn Mission Gemeindegewachstum bedeutet, dann können das die Engelisten und Pastoren der Unabhängigen Kirchen und der autochthonen Pfingstkirchen in der Dritten Welt besser, kompetenter und billiger als wir. Es braucht für das Gemeindegewachstum keine Missionare aus dem Westen.

1. These: Wenn Mission Gemeindegewachstum bedeutet (was ich glaube), so können wir das getrost den (unabhängigen und historischen) Kirchen der Dritten Welt überlassen.

## 2. Synkretismus ja, aber wie? Plädoyer für „gute Theologie“

Man wirft den unabhängigen Kirchen Synkretismus vor, das heisst, sie hätten Ahnen, Visionen, Heilungen, vorchristliche Elemente in ihr Christentum eingeführt. Darum brauche es westliche Theologen, die diese Kirchen auf den rechten Weg führen. Das Argument hat einiges für sich. Nur müssten wir dann die besten Theologen in die theologischen Colleges der Dritten Welt senden, nämlich Theologen und Theologinnen, die ihre Hausaufgaben gemacht haben und wissen, dass es nicht unsere Aufgabe ist, der Dritten Welt unsere Theologie, Kirchenverfassung und Liturgie zu verpassen, denn diese sind vermutlich schon bei uns dysfunktional. In der Dritten Welt funktionieren sie nur mit Subventionen aus dem Westen. Eine Kirche der Dritten Welt, die nicht ein kleines Dispensaire neben dem Kirchengebäude hat (keine High-Tech-Medizin) mit einer Hebamme oder einer Krankenschwester und gleichzeitig einen geordneten therapeutischen und prophetischen Dienst in ihre Liturgie einbaut, kann nur mit Subventionen überleben. Und eine Kirche, die das alles macht, braucht nicht nur unsere Subventionen kaum, sie missioniert bereits in den Nachbarländern und in Europa.

Ein Beispiel: In Ibadan befindet sich ein Betonbau der Anglikanischen Kirche. Da es aber in Nigeria heiss wird, hält man den Betonklotz nicht aus. Also wurde eine Klima-Anlage eingebaut. Da in Nigeria der Strom nur kommt, wenn es ihm passt, wurde sinnvollerweise noch ein Generator eingebaut, damit die Gläubigen eine Stunde in der Woche eine aus England importierte Liturgie feiern können – und all dies mit Missionsgeldern. Hart daneben steht die Celestial Church. Sie besteht aus einem Mäuerchen, einigen Säulen und einem Dach. Das heisst: sie hat eine einheimische Klima-Anlage. Der Wind bläst durch die Kirche und die Vorbeigehenden können am liturgischen Geschehen auch von aussen teilnehmen, was viele von ihnen veranlasst, am nächsten Sonntag in die Kirche zu gehen. Wenn man in die Kirche kommt, bekommt man einen weissen Mantel. Man zieht die Schuhe aus. Das alles kühlt wunderbar. Die Kirche hat ungefähr zwölf ordinierte Priester. Aber sie sind nicht bezahlt, denn sie sind im Hauptberuf Universitätsprofessoren (nicht Theologen). Sie üben ihr Amt als Liturgen, Therapeuten und gelegentlich als Prediger aus, ohne bezahlt zu werden. Klar ist, dass diese Kirche keine Missionsgelder und keine Missionare braucht.

Ausserdem: was heisst denn hier „Synkretismus“? Es gibt kaum synkretistischere Kirchen und Theologien als die westlichen. Ein Beispiel: Unsere Predigt hat mit dem „Predigen“ des Neuen Testaments wenig zu tun. Unsere Predigtform ist das historische Produkt unseres westlichen Synkretismus. Es wäre doch einem neutestamentlichen Zeugen nicht eingefallen, ein schwarzes Buch zur Hand zu nehmen, daraus einige Sätze vorzulesen, vorauszusetzen, dass die Zuhörer das nicht verstehen und dann lang und breit zu erklären, was die Sätze bedeuten könnten. Neutestamentliches „predigen“ setzte immer bei den Zuhörern, ihrer Sprache, ihren Fragen ein und interpretierte diese im Lichte der biblischen Ueberlieferung. „Predigen“ im neuen Testament war darum immer dialogisch, situationsgerecht und verbunden mit körperlichen Heilungen. Wir aber missbrauchen die Heilungsberichte als Predigttexte anstatt sie als Handlungsanweisungen für uns zu verstehen. Die Kirche ist nicht in erster Linie ein Informationsinstitut. Wäre sie das, so könnte sie durch das Internet ersetzt werden. Nein, sie ist der Ort, wo Menschen Gott begegnen an Leib und Seele.

2. These: Solange wir nicht unseren eigenen Synkretismus verstehen, sollen wir nicht versuchen, den Geschwistern aus der Dritten Welt am Zeug herum zu flicken. Die gemeinsame Frage: „Was ist ein theologisch verantwortlicher Synkretismus“? wäre allerdings des Schweisses der Edeln wert. Dazu gibt es bereits Ansätze.

3. „Fleisch“ – ein ärgerliches Wort. Kirche als therapeutische Gemeinschaft.

Auf dem Gebiet der Heilung durch Gebet und der alternativen Medizin wird viel Unfug betrieben. Darum ist die Kritik berechtigt.

Die entscheidende Frage ist jedoch: Was folgt nach der Kritik. Die beste Kritik des Falschen ist immer noch die Praxis des Wahren. Diese biblisch und reformatisch fundierte Praxis des Wahren werden wir entwickeln müssen. Die Antwort auf die Krankheiten in Afrika sind nicht unsere Spitäler. Sie sind zu teuer und ineffizient. Nehmen unsere Missionsspitäler die traditionelle Gesundheitskultur der Dritten Welt ernst? Verarbeiten sie sie kritisch? Wirkt diese Begegnung mit der traditionellen Medizin auf unsere europäische Medizin zurück? Wie steht es hier mit unserer vielgerühmten Partnerschaft? Sind wir wirklich bereit zu lernen? Wird an unsere Ausbildungsstätten in Europa und Afrika der Dialog mit der Weltgesundheitsorganisation und der Medical Commission des WCC aufgenommen? Sie raten dringend, mit den sogenannten „witch-doctors“, den christlichen und nichtchristlichen Heilern zusammenzuarbeiten und den Kolonialismus in Sachen Medizin aufzugeben. Es gibt auch bereits Versuche, den Heilern ein Minimum an hygienischen Kenntnissen beizubringen, sodass sie Wunden nicht mit Kuhdreck behandeln. Sie werden ein halbes Jahr an die Uni eingeladen, um zu lernen, in welchen Fällen sie zuständig sind, und wo sie die Therapie besser der Schulmedizin überlassen. Andererseits müssen zukünftige Ärzte ein halbes Jahr lang zu einem Heiler in die Lehre gehen, um von diesem zu lernen, in welchen Fällen sie die Therapie besser den Heilern überlassen. Ähnliches geschieht in England und auch in der Schweiz. Die „Nacht des Heilens“ (17. November 2001) wurde gemeinsam von einigen reformierten Kirchgemeinden, dem Psi-Verein, einigen Heilerinnen, der Basler Mission und mehreren Chefärzten durchgeführt. Die kontroverse, aber sehr aufschlussreiche Diskussion fand im „Zentrum für Forschung und Lehre“ des Universitätsspitals statt und wurde von Promotoren der Basler Mustermesse organisiert. Dabei zeigt sich die Notwendigkeit der Zusammenarbeit dieser verschiedenen Therapeuten. Den Abschluss bildete eine „Nacht des Heilens“ im Basler Münster.

Und weiter: Führen wir unseren Gemeinden und unseren Synoden vor, was es heisst, dass das Wort „Fleisch wurde“ nicht Predigt, nicht Begriff, nicht einmal Liebe, sondern „Fleisch“ das unanständigste Wort ist, das der Evangelist Johannes finden konnte? Rechnen wir damit, dass die neutestamentlichen Evangelisten gelegentlich das meinen, was sie schreiben, nämlich, dass das Evangelium etwas mit unserem Körper, mit unserem Fleisch zu tun hat? Oder fahren wir fort, die biblischen Heilungsberichte zu spiritualisieren, zu allegorisieren und zu psychologisieren, bis von dem ursprünglichen Geschehen nichts mehr übrig bleibt? Sind unsere Gemeinden, unsere theologischen Lehranstalten und missionarischen Ausbildungsstätten lediglich Belehrungsinstitute zur „Klärung der Begriffe“? Im neuen Testament ist die Kirche auch und schwergewichtig eine therapeutische Gemeinschaft.

Wenn wir das nicht lernen, wird es von der medizinischen Wissenschaft wie von der Theologie heissen: Der Weg zur Fernkatastrophe ist mit Naherfolgen gepflastert.

3. These: Die Kritik an den Heilungsvirtuosen ist so lange wirkungslos, als wir nicht biblisch begründete Alternativen des gemeindlichen Umgangs mit Krankheit, Depression und anderem leiblichen Leid entwickeln. Zum Missionsauftrag gehört nach Matthäus 10 der Heilungsauftrag – und dies im Rahmen unserer üblichen gottesdienstlichen Liturgie.

4. Zachäusmission. Für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung

Wenn Gerechtigkeit der Inhalt der Mission ist, so brauchen wir neue Missionare für die Banken-, Finanz- und Wirtschaftswelt. Die Missionsfelder für diese Mission sind nicht Bangladesch, Indien oder Südafrika, sondern Frankfurt, Zürich, London und New York. Die neuen Missionare müssen diese Kulturen kennen, oder noch besser, aus ihnen hervorgegangen sein. Dass die Palästinenser, oder die Dalit in Indien die besten Missionare für ihre eigene Kultur sind, ist unterdessen eine Selbstverständlichkeit in der Missionswissenschaft. Das gleiche gilt für die neuen Missionare, wobei es immer ausserordentliche Evangelisten gibt, die sich in eine fremde Kultur einarbeiten.

Diese neuen Missionare werden die heutigen Zachäusse, die Ausbeuter, die Sünder und Zöllner besuchen, so wie das Jesus getan hat. Sie werden die Zachäusse nicht beschimpfen und auf ihre Sünden ansprechen – ebenso wenig wie das Jesus mit Zachäus tat. Aber in ihrer Gegenwart werden die Zachäusse so glücklich, dass sie die Hälfte ihres Vermögens verschenken und was sie „beschissen“ haben, vierfach zurückgeben. Das Ziel der Zachäus-Mission ist weder die Gewinnung von Kirchenmitgliedern noch die Anwerbung von Sponsoren für unsere kirchlichen und missionarischen Tätigkeiten. Beides kann durchaus geschehen, warum nicht? Aber das Hauptmotiv ist, den Zachäussen Hoffnung zu machen, ihnen zu zeigen, dass sie ihr Menschsein zurückgewinnen können, dass sie ihre Seele nicht dem Mammon und dem Streben nach Gewinn verkaufen müssen.

Wir wissen ja kaum, wie traurig, verzweifelt und gelangweilt diese reichen Menschen sind. Darum rennen sie allen esoterischen Rattenfängern nach. Sie zahlen glatt Fr. 1'000.—für einen Nachmittag sogenannter Spiritualität. Die neuen Missionare werden den Zachäussen zeigen, dass es sich für sie lohnt, ehrlich, grosszügig und barmherzig zu sein. Nicht weil das Evangelium dies fordert, sondern weil es gut ist für ihr Geschäft, für sie selber, für ihre Familie und die Volkswirtschaft. Die Wirtschaftsführer ahnen: Wenn wir fortfahren wie gehabt, wird alles in einem gewaltigen Kladeradatsch enden, gegen den der 11. September 2001 nur ein kleines Vorspiel war.

Gefragt sind nicht Kanzelreden gegen den Kapitalismus und den Mammon. Erstens sind die Kapitalisten sowieso nicht in der Kirche, sondern nur deren Opfer. Und zweitens eignen sich die beamteten Religionsverwalter nicht für diesen Dienst. Man kann von ihnen nicht Kompetenz in Handels- und Finanzfragen verlangen. Sie verstehen die Fachsprache des Handelsteils der Zeitung nicht. Zudem werden sie bezahlt mit dem Blutgeld des Kapitalismus. Sie haben ein fettes Polster. Sie werden kaum je arbeitslos. Sie sitzen nicht, wie die

Konzernchefs, auf einem Schleudersitz. Pfarrer können langweilig, unfähig, faul und unpünktlich sein. Ich sage nicht, sie seien es. Aber wenn sie es wären, würden sie nicht wie die Unternehmer und Manager in die Wüste geschickt. Darum fällt es ihnen schwer, diejenigen zu verstehen, die in einer brutalen Halsabschneider-Konkurrenz stehen. Und darum wird unsere Kritik als „Pfaffengeschwätz“ abgetan.

Die neuen Missionare, die wir brauchen, melden sich nicht als Kandidaten beim Evangelischen Missionswerk.

Es sind Leute, die fachlich kompetent sind, die die Nöte der Finanzwelt kennen und bei den Menschen auf dem Wirtschaftsmissionsfeld bekannt und akzeptiert sind. Sie kennen die Kulturen und Sprachen des Rotary Club, des Golf-Club, des WEF, des IWF, der Arbeitgeberorganisationen, der *économiesuisse*. Sie zeigen den CEOs, dass es nicht nötig ist, nach Kandersteg in ein tibetisches Kloster zu gehen, oder zu den „Geschäftsleuten des vollen Evangelismus“, oder zu einem Frühstückstreffen der Charismatiker im Hilton Hotel, um dort aufgepäppelt zu werden, damit sie ihr Bluthandwerk umso besser treiben können mit einem narkotisierten Gewissen.

Was wir bis jetzt geleistet haben, ist Symptombekämpfung, oder nach den Worten des Schweizer Bundespräsidenten für 2001, Moritz Leuenberger, „Pflästerlipolitik“. Das ist nicht nichts, aber nicht unsere primäre Aufgabe.

Afrika ist übersät mit verrosteten Traktoren der sogenannten Entwicklungshilfe. Überall stehen unnötige Gebäude herum, die Schulen sein sollen. Wir tun das, was wir den Amerikanern vorwerfen: Während unsere Staaten und unsere Wirtschaft einen grausamen Ausbeutungskrieg gegen die Dritte Welt führen, werfen wir ein paar Konservenbüchsen ab.

Dass diese Zachäus-Mission nicht nur Einzelpersonen im Visier hat, sondern die menschenverachtenden Defizite des globalen Handelssystems, ist klar. Aber dieses System ist von Menschen geschaffen worden. Die sogenannte „freie Marktwirtschaft“ bedeutet nicht Freiheit für alle, sondern die Freiheit für die Erfolgreichen. Da es von Menschen geschaffen wurde, kann es auch von Menschen verändert werden. Spezialisten sagen uns: Wenn die wirtschaftlichen Eliten von Japan, Deutschland und den USA wollen, können sie das Handelssystem in Kürze ändern. Die führenden Köpfe dieser Wirtschaften, die CEOs und Verwaltungsräte machen vielleicht ein paar Hundert Personen aus. Diese treten öffentlich selten auf, aber sie beherrschen das politische, kulturelle, wirtschaftliche und teilweise religiöse Leben. Da ihre Lebensgrundlage durch die globale Umweltzerstörung und die zu erwartenden sozialen Verwerfungen in Gefahr ist, sind einige von ihnen offen für einen Paradigmenwechsel. Das zeichnet sich schon heute ab und wird auch bereits von einzelnen Vertretern der Weltbank und anderen Institutionen erkannt. Diese CEOs erinnern sich an Adam Smith, der sein theoretisches Werk nicht schrieb, damit die Mächtigen ihre Macht schrankenlos ausüben, sondern damit alle Menschen ein lebenswertes Leben führen können. Adam Smith war immerhin christlicher Theologe und Ethiker. Wir werden einige der „global players“ gewinnen für die Zachäus-Mission. Ob sie 100 oder 130 Millionen besitzen, ist für sie bedeutungslos. Aber nicht bedeutungslos ist für sie, ob sie als Menschen, als Familien, als Gemeinschaft eine Hoffnung haben. Diese Hoffnung gibt ihnen das Evangelium. Die organisatorischen Systemänderungen müssen wir ihnen überlassen. Unsere Sache, die Sache der

christlichen Theologen, ist es, Hoffnungsimpulse zu geben und darauf hinzuweisen, dass es valable Alternativen gibt.

Geld sammeln können die meisten Marketing-Organisationen besser als die Kirche. Aber Geld intelligent ausgeben, dazu braucht es Kompetenz und ein Beziehungsnetz. Es braucht auch Geld, um Geld intelligent auszugeben. Man braucht Fachleute. Man muss reisen. Es braucht viel Zeit und Geduld, um die richtigen Projekte zu finden. Ehrlich gerechnet, braucht man für jeden Franken, den man ausgibt, mindestens einen weiteren Franken, um herauszufinden, wofür der erste Franken ausgegeben werden soll. Da ist die Geduld und die Phantasie der Heiligen vonnöten. Ich glaube, dass wir diese Phantasie und Geduld potentiell in unseren Kirchen und Missionsgesellschaften haben. Wir müssen sie aber entdecken.

Vor allem aber müssen wir aufhören mit den Sprüchen: Jeder Franken geht direkt in die Dritte Welt. Wir wissen, dass das entweder eine Lüge ist, oder eine unverantwortliche Dummheit. Wenn sie wirklich Mission betreiben, dann werden sie weniger Millionen bekommen. Aber wenigstens wird das Geld, das sie bekommen, in wirkliche Mission investiert, Es ist nachvollziehbar, dass Kirchen und Missionsgesellschaften sich für ihr finanzielles Überleben und dasjenige ihres Personals einsetzen. Aber vielleicht gilt auch für diese Institutionen das Wort Jesu: „Wer seine Existenz zu erhalten versucht, wird sie verlieren. Wer sie verliert, wird sie neu gewinnen.“ (Lk17)

4. These: Weg von der Symptombekämpfung und hin zur eigentlichen Zachäus-Mission. Auch die Reichen sollen das Evangelium erfahren. Dazu aber braucht es andere Missionare.

5. Eine Ökumene zwischen Grosseltern und Enkeln

Vor hundert Jahren mussten wir über die Ozeane fahren, um Menschen anderer Religion und Kultur kennen zu lernen. Heute sind sie vor unserer Tür. Wir können das Flugticket sparen. Es gibt nicht nur Moscheen und Tamilentempel bei uns. Es gibt Hunderte und Tausende von christlichen Kirchen in Europa, gegründet und finanziert von Christen aus Übersee. Nur haben wir sie kaum wahrgenommen.. Nicht alles, was schwarz oder braun ist, ist ein Muslim. In Birmingham hat es am Sonntagmorgen mehr schwarze als weisse Christen in den Kirchen. Ähnliches bahnt sich im Ruhrgebiet, in Paris, in London, in Zürich, in Genf, in Hamburg und Berlin an. Nicht etwas für sie, müssen wir tun, sondern etwas mit ihnen zusammen. Es scheint, dass die Kollegen der Universität Hamburg das gemerkt haben. Inspiriert von Lothar Engel und dem Vorbild des „Centre for Black and White Partnership“ in Birmingham. Finanziert von der EKD, dem EMW und anderen Institutionen hat die Missionsakademie einen Lehrgang für Gemeindeleiter der Immigrationskirchen eingerichtet. Die Dozenten sind die Professoren der Universität Hamburg, die ihr Honorar zurückgeben, damit an der Missionsakademie eine Bibliothek für die Gemeindeleiter eingerichtet werden kann. Unterrichtssprache ist Englisch. Ich weiss nicht, ob die Kollegen aus Hamburg meine Erfahrungen teilen, nämlich, dass ich von diesen schwarzen Pfarrern mehr gelernt habe, als von irgend jemand sonst. Sicher aber ist, dass das ein ökumenisches und pädagogisches Pilotprojekt ist, das nicht nur die Gemeindeleiter ausbildet, sondern auch die gesellschaftliche Notwendigkeit einer

theologischen Fakultät unter Beweis stellt. Wer anders, als die Theologen, könnte denn eine solche Schule betreiben? Sie bauen mit ihren Schülern zusammen eine Brücke über den Graben der unterschiedlichen Kulturen, denn sie haben eine gemeinsame Grundlage, das Evangelium, und ein gemeinsames Dokument, die Bibel. Und wer weiss, ob Gott nicht diese Begegnung dazu braucht, um unsere theologischen Fakultäten aus ihrer Lethargie aufzuwecken? Jedenfalls sind solche Institutionen an anderen Universitäten in Deutschland und in der Schweiz nötig. Die Missionsgesellschaften können hier eine wichtige Mission wahrnehmen.

Aber die ökumenische Aufgabe geht weiter. Die Vertreter dieser Immigrationskirchen gehören in unsere Synoden, in den Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund, an die Uni. Das bedeutet, dass wir nicht nur von Partnerschaft und Dialog reden, wenn damit eine Reise nach Bangladesch verbunden ist, sondern, dass wir auch eine Form des theologischen Diskurses entwickeln, der über freundliches Kopfnicken in Richtung der Exoten hinausgeht. Dieser Dialog ist nicht in Begriffen zu führen, sondern in Zeugnissen und Gleichnissen, wie in der Bibel. Das ist das theologische Medium der Immigrationskirchen. Wenn wir das lernen würden, würden auch unsere eigenen Gemeinden die kritische Theologie begreifen. Es ist doch ein Skandal, dass ein Pfarrer fast alles darf. Nur eines darf er nicht, Er darf der Gemeinde nicht reinen Wein einschenken über das, was er an der Uni gelernt hat. Damit ruiniert er seine Karriere. Vielleicht schickt uns Gott diese schwarzen Kirchen aus Übersee, damit wir endlich lernen, kritische Theologie so zu vermitteln, dass normale Menschen sie begreifen können.

Da könnten wir einiges von der Fédération du protestantisme français lernen. Das ist das Pendant zum Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund in der Schweiz. Schon lange gehörte die pfingstliche Zigeunermision zu dieser Fédération. Der Generalsekretär des Kirchenbundes ist ein Pfingstler. Kürzlich fand in Paris eine Konferenz statt, weil sechs Pfingstkirchen sich als Kandidaten für den französischen Kirchenbund angemeldet hatten. Ihre Aufnahme würde die Mitgliedschaft des französischen Kirchenbundes beinahe verdoppeln und natürlich das Budget. Aber es würde auch die theologischen Schwerpunkte verschieben, was für viele Protestanten in Frankreich schmerzhaft ist. Doch der französische Kirchenbund geht diesen Weg mit Entschiedenheit. Wie reagiert unsere Missionsgesellschaft und wie reagiert der Kirchenbund auf die Herausforderung der Franzosen?

Wenn die Ökumene vor der Haustüre steht, dann verstärken sich die Widerstände. Sind wir immer noch dem Salzwassermissthor verhaftet, der Ökumene nur jenseits der Ozeane sieht, nicht aber mit den Enkeln und Enkelinnen unserer Mission, wenn sie plötzlich bei uns anklopfen und so ganz anders sind, als wir uns unsere Missionsenkel wünschen? Wenn sie anfangen, selbständig zu denken und zu handeln, wenn sie Vorstellungen, theologische Denkmodelle, Kirchen- und Liturgieformen entwickeln, die uns ein Graus sind, dann wird es schwierig mit der Ökumene. Es ist zuzugeben, dass diese ökumenische Zusammenarbeit unsere Phantasie und unseren Verstehenswillen bis an die Grenzen des Tragbaren strapaziert. Trotzdem gehört diese ökumenische Aufgabe zu unserem missionarischen und gesellschaftlichen Auftrag. Wenn wir uns darauf einlassen, können wir Schätze in unserer eigenen Tradition entdecken, die wir bis jetzt vernachlässigt haben.

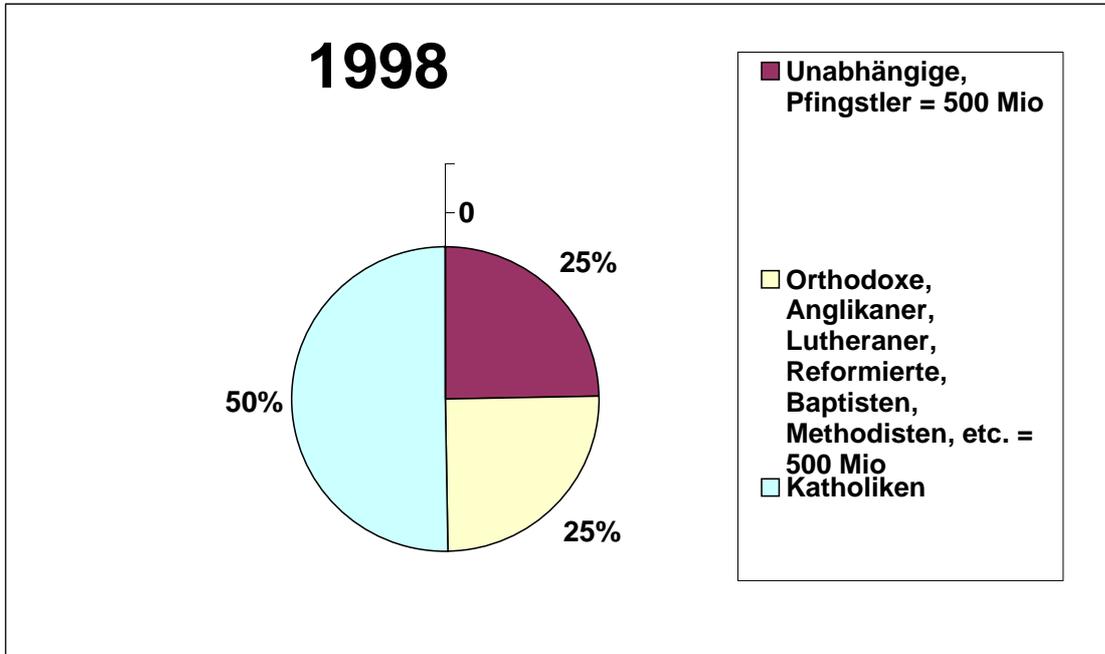
Die christlichen Konfessionen in Prozenten des Gesamtchristentums

Religionszugehörigkeit  
 Unabhängige, Pfingstler = 500 Mio  
 Orthodoxe, Anglikaner, Lutheraner, Reformierte, Baptisten, Methodisten, etc. = 500 Mio  
 Katholiken

1998  
 Prozenzte in Mio  
 25% 500 Mio  
 25% 500 Mio  
 50%

**Die christlichen Konfessionen in Prozenten des Gesamtchristentums**

**Die christlichen Konfessionen in Prozenten des Gesamtchristentums**



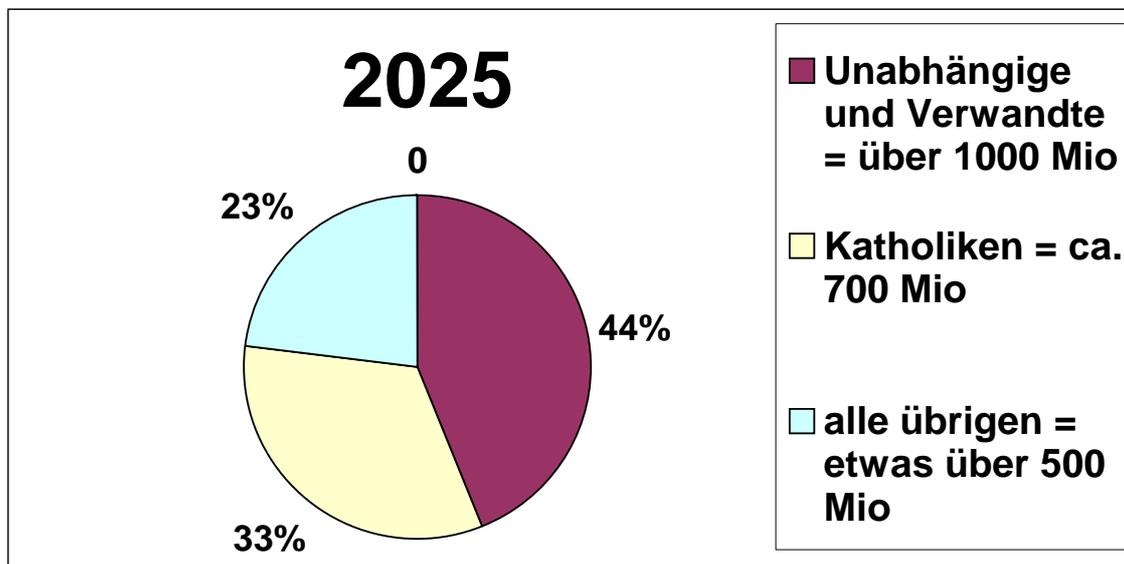
**Die christlichen Konfessionen in Prozenten des Gesamtchristentums**

Religionszugehörigkeit  
 Unabhängige und Verwandte = über 1000 Mio  
 Katholiken = ca. 700 Mio  
 alle übrigen = etwas über 500 Mio

2025  
 Prozenzte in Mio  
 44% über 1000 Mio  
 33% ca. 700 Mio  
 23% etwas über 500 Mio

**Die christlichen Konfessionen in Prozenten des Gesamtchristentums**

**Die christlichen Konfessionen in Prozenten des Gesamtchristentums**



## Repliken

Susan Graf Brawand, Synodalrätin

In meiner Kinderzeit in den 50er-Jahren lebte in Bern ein einziger Schwarzer – ‚der Neger‘, ein anderes Wort kannten wir nicht. Später tauchte ein zweiter auf, ob aus Afrika oder den USA, das fragte niemand. Und dann war da noch das nickende Negerlein auf der Kollektenkassette in der methodistischen Kapelle, wo ich in den Ferien bei Verwandten die Sonntagsschule besuchte.

Und jetzt, 50 Jahre später, ist ‚Afrika in Bern‘. Ich habe längst die multikulturelle Gesellschaft hautnah erlebt im Ausland, in England bereits Mitte der 60er-Jahre – aber in meine unmittelbare Nähe gekommen ist Afrika unbemerkt, leise: Und nun steht da, wo der Bär hingehört, der Löwe, stolz und selbstbewusst.

Wo ist der Bär? Das ist die Frage, die die Tagung vom 16. November gestellt hat.

‚Seit fast 10 Jahren existiert auch in Bern eine Migrationsgemeinde von afrikanischen Familien‘, heisst es im Tagungsprospekt; und wir Einheimischen ignorieren sie: Der Bär hat sich abgewendet, achtlos, vielleicht hochmütig.

Ziel der Tagung war es, den Bären zu wecken, ihn umzustimmen: Es hat Platz für beide auf dem gelben Feld, auch noch für andere Wesen. Es geht nicht ums Verdrängen, sondern ums gemeinsame Weiterschreiten.

‚Offene Türen und offene Herzen‘ brauche es, heisst es weiter im

Tagungsprospekt, und darum sind viele gekommen und haben aus der Tagung ein farbiges Fest, eine lebendige Festgemeinde gemacht aus Ansässigen und Menschen aus Afrika. Die einen können hier zumindest verweilen, für die andern ist Bern bloss eine Station.

In diese Feststimmung platzte das Referat von Walter Hollenweger. Er hat Bedenkenswertes gesagt, Wichtiges, das ich mitnehmen möchte. Aber hat mir die Wahrheiten wie ein nasses Tuch hingehalten, statt sie mir wie einen warmen Mantel umzulegen (nach Max Frisch). Das hat mir Mühe gemacht. Er hat mir kurz nachher geschrieben, er habe nicht provozieren wollen, nur die Alarmglocke habe er gezogen, und so bin ich bereit, seine Kritik konstruktiv aufzunehmen und möglichst produktiv weiterzuführen. Ich wähle dazu im Folgenden ein paar Punkte aus und beziehe mich dabei auf das gesprochene Referat an der Tagung:

1. Wir sollen die ‚blühenden Kirchen Afrikas kennen lernen‘ (Referat W.H.). Dass dies vermehrt passiert, dafür sorgen insbesondere unsere engagierten und kompetenten Mitarbeitenden des Bereiches Weltweite Kirche der Reformierten Kirchen Bern-Jura. Ich stimme Walter Hollenweger zu, dass wir unsere Kontakte hier und dort verstärken, dass wir einander zuhören und offenere Türen und Herzen haben, d.h. auch bereit sind zu lernen voneinander. Dazu braucht es direkte persönliche Kontakte, wie wir sie am 16. November erlebt haben und wie sie auf Gemeindeebene nun vermehrt stattfinden werden; aber es braucht auch kantonale, nationale und internationale Treffen mit Delegierten und zudem mehr Wissen über das Werden und Wesen anderer, z.B. afrikanischer Kirchen. Dass unsere Kirchen und die Universität in dieser Hinsicht nichts tun, ist eine nicht haltbare Unterstellung; sie tun aber kaum genug. Die Offenheit für das, was in Afrika lebt und blüht, da bin ich einverstanden, soll uns bereiter und hell-sichtiger machen für unseren schweizerisch-europäischen Weg: Es geht meiner Ansicht nach nicht um Angleichung, sondern darum, gemeinsam verschiedene Wege zu gehen.

2. Ziel der Offenheit ist es, die ‚Kirche wieder glaubwürdig‘ zu machen (Artikel W.H. ‚Der Klapperstorch und die Berner Kirche‘); es ist nötig, ‚dass wir uns eine andere Kirche überlegen, solange wir noch Geld haben‘ (a.a.O.). Auch da kann ich beistimmen. Allerdings besteht für mich der Weg zur ‚anderen Kirche‘ nicht in der geäußerten Fundamentalkritik an unserem System der Landeskirche. Wir stehen nicht in einem Feind-Verhältnis zum Staat, und unsere PfarrerInnen und MitarbeiterInnen sind weder ‚Religionsbeamte‘ noch werden sie ‚mit dem Blutgeld des Kapitalismus bezahlt‘ (Referat W.H.). Die Institution Landeskirche ist keineswegs ‚ein Irrweg‘, ‚der in den Tod führt‘ (Referat W.H.). Das sind meines Erachtens diskreditierende Unterstellungen.

Unsere Kirche ist nicht identisch mit dem Staat; aber sie ist – in meinen Augen zu ihrem Vorteil – eine öffentlich-rechtliche Institution, und dazu stehe ich. Unsere Kirche ist in jedem Fall Teil der gesellschaftlichen Realität der Schweiz und damit ein Faktor, auf den der Staat angewiesen ist. Wir haben als Landeskirche den nötigen Spielraum auch zur (konstruktiven) Kritik am Staat, an der Politik, an der Wissenschaft, nutzen wir ihn! Dass wir unseren Raum wieder glaubwürdiger, lebendiger, näher an den Menschen ausfüllen, dafür setzen wir uns alle ein.

3. Dem Postulat, es brauche in der Kirche vorwiegend nicht-theologische, ehrenamtlich tätige PfarrerInnen, kann ich nicht folgen; damit würde das Kind mit dem Bad ausgeschüttet. Unsere Kirche braucht die fundierte Theologie, mehr als Hollenweger dies zugesteht. Dass aber im Kirchgemeinde-Team zusammen mit den PfarrerInnen unterschiedliche nicht-theologisch Gebildete arbeiten, das passiert längst und wird weiter ausgebaut. Die Synode hat im vergangenen Jahr dazu ein deutliches Signal gesetzt, indem sie offiziell die Bezeichnung ‚Kirchgemeindegeliebte‘ ersetzt hat durch den neuen Namen ‚Sozial-Diakonische Mitarbeitende‘. Auch die Aufwertung der Mitarbeit der Freiwilligen ist im Gange und ist ein wichtiges Anliegen. Es braucht alle Gaben in der Gemeinde.

Ich schliesse, indem ich mich einer Aussage von Hollenweger anschliesse: Die Ökumene beginne vor der Haustüre, sagt er, und er folgert: ‚Wenn wir uns darauf einlassen, können wir Schätze in unserer eigenen Tradition entdecken, die wir bis jetzt vernachlässigt haben.‘ (Schriftsatz Referat W.H. ‚Mut zur Mission‘). Wir sind unterwegs.

Susanne Graf-Brawand, Synodalrätin, im November 2002 stellvertretend zuständig für den Bereich Weltweite Kirche der Reformierten Kirchen Bern-Jura

## Albrecht Hieber, Mission 21

Mut zur Mission ohne Ladenhüter und Zerrbilder

Einige Gedanken zum Referat von Prof. W. Hollenweger anlässlich der OeME-Herbsttagung in Bern

Das Hauptreferat anlässlich der Herbsttagung war- das muss als erstes festgehalten werden - den Gang nach Bern wert!

Walter Hollenweger hat mit seinen Gedanken wieder einmal viel eigene Gedanken in Bewegung gebracht, er hat angeregt, mich und andere teilweise auch aufgeregt. Das sind gute Voraussetzungen, um sich vertieft mit dem auseinander zu setzen, was der Referent präsentierte.

Eines der zentralen Anliegen von Hollenweger ist es, das Evangelium ganzheitlicher zu lesen, das Christuszeugnis ganzheitlicher wirken zu lassen. In diesem Zusammenhang bricht er eine Lanze für jene Ausprägung des Christentums, die sich in pfingstlerischen und charismatischen Gemeinden und Kirchen darstellt und organisiert. Da er den Vortrag vor Menschen gehalten hat, die sich mehrheitlich reformiert-landeskirchlich verstehen, möchte er durch etwas Überzeichnung auch bewusst provozieren.

Gewiss Recht hat Hollenweger allerdings mit der Betonung, dass ein neues Verständnis dessen angesagt ist, was wir mit Heilung und Gesundheit meinen. Zu einseitig wird noch immer auf medikamentöse, klinische Medizin gesetzt, nicht zuletzt wohl wegen der bedeutenden Interessen einer milliardenschweren Pharmaindustrie. Die Kraft des Gebetes, der menschlichen Zuwendung, der heilenden Hand spielt (zumindest offiziell) kaum eine Rolle in unserer säkularisierten Gesellschaft. In der theologischen Ausbildung wird diesem Aspekt neutestamentlicher Überlieferung kaum Gewicht beigemessen. Dass dies ein Mangel ist, darin ist Hollenweger zuzustimmen. In vielen afrikanischen Kirchen hat das Gebet um Krankenheilung übrigens einen wichtigen Platz, und dies keineswegs nur bei den charismatischen oder pfingstlerischen Kirchen, wie Hollenweger nahelegen scheint.

Verdient gemacht hat sich Hollenweger, indem er vielen Theologinnen und Theologen den Zugang zu den Kirchen eröffnet hat, die aus der Migration von Afrika und Asien nach Europa, vor allem England, entstanden sind. Die Tagung war hier ein erster wichtiger Meilenstein für die reformierten Kirchen in der Schweiz, um bewusster und offener auf die Menschen zuzugehen, welche als afrikanische oder asiatische Christinnen und Christen unter uns leben. Unsere Kirchgemeinden müssen Schritte auf diese Kirchen und Gemeinschaften zu machen. Persönlich bin ich davon überzeugt, dass uns solche Begegnungen guttun würden. Ich würde hoffen, dass es nicht bei einmaligen Höflichkeitsbesuchen bleibt, sondern dass die Landeskirchen auch in diesem „religiösen“ Bereich Integrationsarbeit leisten. Auch Mission 21 sieht hier eine wichtige Herausforderung für die Bildungsarbeit in der Schweiz.

Einen wichtigen Hinweis lieferte das Referat mit dem Stichwort der „Zachäus-Mission“. Es gab im Zeitalter der Reformation wie auch des Pietismus viele Menschen, die als wohlhabende Bürger - Bürgerinnen traten damals noch wenig öffentlich in Erscheinung - vom Evangelium bewegt wurden und ihren Reichtum

einzusetzen halfen, dass grossartige Werke entstehen durften. Weshalb ist dieser Geist des Bewegtseins durch das Evangelium abhanden gekommen - jedenfalls macht es den Eindruck, es sei so? Und ich möchte dem Referenten auch abnehmen, wenn er betont, dass „diese reichen Menschen... traurig, verzweifelt und gelangweilt“ sind. Sie warten also auf menschliche Begegnung, auf jemanden, der sie anspricht, der sie vom Baum der distanzierten Beobachtung herunter ruft und mit ihnen Gemeinschaft hat. Vielleicht brauchen unsere Seelsorgerinnen und Seelsorger mehr Mut und Zuversicht, bei ihren Besuchen und Seelsorgekontakten mit solchen Menschen das vertrauensvolle Gespräch zu suchen, sensibel zu sein für die Fragen jener Menschen, zu denen „normale“ Menschen, und wohl auch Pfarrerinnen und Pfarrer, aufgrund ihres Reichtums und Einflusses normalerweise eher scheue Distanz halten. Vielleicht auch braucht es hierfür besonders begabte und geschulte Menschen. Dann sollten die Kirchen sich dieser Aufgabe mit Überzeugung annehmen.

Interkulturelle Kompetenz mahnt Hollenweger also nicht nur für die Begegnung mit Menschen aus fernen Ländern an, sondern auch für den Umgang mit dieser Gruppe reicher und mächtiger Manager und Managerinnen. Das beinhaltet die Fähigkeit, die andere Person in ihrem Umfeld, in ihrer Kultur, in ihrem Suchen und Fragen zu verstehen, auf sie einzugehen und genau dann etwas von der Kraft des Neuen, des Reiches Gottes spüren zu geben. Hier ist gewiss noch viel zu tun. Dennoch würde ich bemerken, dass Hollenweger gar zu pauschal spricht und urteilt. Gerade in den Themen der Nord-Süd Beziehungen, in den Fragen der internationalen Handels- und Wirtschaftsbeziehungen sind von Missionen und kirchlichen Hilfswerken sachkundige Arbeiten geleistet und wichtige Initiativen ergriffen worden (Entschuldungspetition, die Promotion der Idee einer Tobin-Tax, Förderung des Fairen Handels). Weshalb aber dürfen wir trotz der Predigt unserer Pfarrerinnen und Pfarrer in den Missions- und den sonstigen Gottesdiensten, aber ebenso trotz so gewichtiger Initiativen wie der eben genannten, noch nicht den Anbruch der neuen Gerechtigkeit feiern? Das hängt wohl nicht zuletzt auch damit zusammen, dass die Interessen der „Mächte und Gewalten“ von denen Paulus spricht, immerhin schon zur Zeit Jesu so gewichtig waren, dass aus dem einen Zachäus im Gefolge von Jesu nicht sofort alle Reichen und Einflussreichen zu Jesu Nachfolgern geworden sind.

Im Referat zeigt sich Hollenweger als vehementer Verfechter der Mission. Dennoch leistet er dem Bemühen um ein modernes Missionsverständnis nicht eben gute Dienste. Immer wieder macht er Gebrauch von Behauptungen oder Bildern, die in die Mottenkiste gehören. „Missionskreise“, „Missionsgelder“, „Missionare“ sind oft undifferenziert eingestreute Worte, die bewusst oder unbewusst auf abgegriffene Missionskritik anspielen. So führt er aus, „man“ werfe den unabhängigen Kirchen Synkretismus vor, sie hätten vorchristliche Elemente in ihr Christentum eingeführt. „Darum brauche es westliche Theologen, die diese Kirchen auf den rechten Weg führen“. Ich kenne niemanden, der die von Hollenweger beschriebene Position einnimmt, weder hier bei uns, noch in den Partnerkirchen in Afrika. Vielmehr gibt es in den afrikanischen Kirchen (nicht nur in den charismatischen und pfingstlerischen) ein starkes Fragen und Suchen nach einem inkulturierten Evangelium. Dieses Suchen unterstützen die Missionswerke nach Kräften. Allerdings ist es ein schwieriger Weg und differenzierte Antworten sind gefragt. Viele Christenmenschen in Afrika, gerade Frauen, weisen nämlich auch auf unterdrückerische Elemente in ihrer Tradition hin. Sie möchten unter dem Kampf um die Berücksichtigung der einheimischen Kultur nicht plötzlich alte

Muster (aufgezwungene Witwenriten z.B. oder Beschneidung von Mädchen) hoffähig gemacht sehen.

Hollenweger zeigt am Beispiel der beiden benachbarten Kirchen in Lagos (Nigeria), der Celestial Church und der Anglikanischen Kirche, wichtige Unterschiede in Liturgie, Kirchenbau, Gemeindeaufbau, Theologie auf. Seine Sympathie gehört dabei spürbar der Celestial Church, einer afrikanisch-unabhängigen Kirche. Das kann ich gut nachvollziehen und ist auch verständlich, wenn man einmal einen so bewegten und bewegenden Gottesdienst miterlebt hat. Dass sich dann aber im Referat Sätze einschleichen, die alte Vorurteile bestätigen oder längst Überholtes aufwärmen, ist für einen Missionswissenschaftler bedauerlich. Ich kenne keine Kirche in Afrika, in der die Pfarrer mit Missionsgeldern bezahlt werden. In aller Regel leisten das die Kirchenmitglieder selber. Missionsgelder werden benutzt, um Projekte z. B. in der Landwirtschaft oder im Gesundheitswesen zu unterstützen, Ausbildungsgänge für Nachwuchskräfte zu ermöglichen und - gewiss - auch für die Verwaltung der Kirche. Und es würde mich wirklich wundern, wenn die von Hollenweger beschriebene Anglikanische Kirche wirklich „mit Missionsgeldern“ bezahlt worden wäre. Soweit ich die Anglikanische Kirche in Nigeria kenne, verfügt sie über recht zahlungskräftige Mitglieder, die es sich zur Ehre gereichen lassen dürften, eine stattliche, von Hollenweger und vielleicht auch von mir nicht unbedingt als schön und zweckmässig empfundene Betonkirche mitten in Lagos zu finanzieren. Dass Afrikas Kirchen wachsen, ist unbestritten. Und auch die Geschichte der Basler Mission zeigt, dass das grösste Wachstum erst dann einsetzte, als die Missionare die Verantwortung für die einheimische Kirche und ihre Weiterentwicklung in die Hände der lokalen Evangelisten, Prediger und Pfarrer legten. Dennoch betonen die meisten afrikanischen Christinnen und Christen bis heute nachdrücklich - und dies gerade auch in deutlicher Distanz zu europäischen Missionskritikern - dass sie den alten europäischen Glaubensboten zutiefst dankbar sind dafür, dass sie ihnen das Evangelium gebracht haben. Diese Dankbarkeit hindert Afrikanerinnen und Afrikaner freilich nicht daran, auch kritisch oder schmunzelnd an die Schwächen, die Tolpatschigkeit und manchmal auch die Arroganz der Weissen zu erinnern. Übrigens wachsen in Afrika nicht nur die charismatischen und pfingstlerischen Kirchen. Die meisten Kirchen, mit denen mission 21 verbunden ist, weisen ein beeindruckendes Wachstum auf, so dass afrikanische Leitungspersonen sogar ihre Sorge zum Ausdruck bringen, wie sie die neu entstehenden Gemeinden mit Predigern versorgen können.

Hollenweger hat lange dafür gekämpft, dass das ökumenische Bewusstsein der sog. historischen Kirchen noch ökumenischer werde und Verständnis und Anerkennung für die pfingstlerische und charismatische Bewegung und die sog. unabhängigen Kirchen in Afrika wachsen möge. Das ist vielleicht das wichtigste Verdienst des verdienten Missionswissenschaftlers. In Lateinamerika gibt es hierfür starke Anzeichen. Es ist zu hoffen, dass Christinnen und Christen überall auf der Welt daran Freude bekommen, dass Gottes Geist auf vielfältige Weise wirkt, dass er Menschen in unterschiedlicher Art bewegt und dass der christliche Glaube in den verschiedenen Kulturen der Erde vielfältigen Ausdruck in reichhaltiger Fülle findet. Die gemeinsame Feier zusammen mit den afrikanischen Geschwistern im Bürenpark ist gewiss ein Stück weit Ausdruck eines solchen neuen Geistes. Hollenweger hat daran durch sein Lebenswerk mitgewirkt. Dafür gebührt ihm Dank. Da vergisst man dann gerne einige der von ihm leider wieder aufgewärmten „alten Ladenhüter“ zum Thema Mission.

## **Gedanken und Anregungen aus den Ateliers**

Es waren 6 AfrikanerInnen und 4 Schweizerinnen in unserer Gruppe. 5 der 6 Afrikaner sind Asylbewerber. Praktische Fragen ihrer Lebensbedingungen prägten deshalb das Gespräch: Schwierige Arbeits- und Wohnungssuche, Sozialgeld genügt nicht immer, Zentrenmitarbeiter behandeln die Bewohner unterschiedlich/Afrikaner stehen scheint's ganz am Schluss, Einsamkeit, Unsicherheit wegen Asylentscheid etc. Kann Kirche helfen?

Ihr Pfarrer geht scheint's jede Woche in die Zentren, versucht Kontakt mit den AfrikanerInnen aufzunehmen, kleine Gruppen zu gründen. Daneben gibt es von den örtlichen Kirchgemeinden kaum noch Flüchtlingsgruppen, die etwas Kontakt pflegen. Wäre hier ein Ansatzpunkt?

Die Transportkosten (ÖV) zum Gottesdienst sind beim niedrigen Sozialgeld ein Problem. Finanzhilfen? (Ich habe heute per Zufall im Budget 03 gesehen, dass die afrikanische Gemeinde erstmals einen Beitrag erhält, schön!)

AfrikanerInnen haben einen Missionsauftrag, den sie bei Afrikanern und SchweizerInnen ausführen wollen. Das Sprachproblem blockiert aber. Wäre eine gemeinsame Mission mit unserer Kirche möglich? Diese Frage stiess bei den schweiz. Teilnehmenden auf grosse Skepsis (Religion = Privatsache, echter Dialog wäre wichtig...)

Die AfrikanerInnen wünschen ein Zusammenkommen im Gebet. Das verstehen sie nicht primär im gemeinsamen Gottesdienst, sondern auf einer mehr spirituellen Ebene.

Annemarie Saxer  
Mitarbeiterin Fachstelle Migration

Atelier: Mitglieder der afrikanischen Gemeinde Bern, eine weitere Afrikanerin (ihr Ehemann arbeitet bei Botschaft der Elfenbeinküste), Kirchgemeinderätin Huttwil, Claro-Laden-Vertreterin, Pfarrerin der Paulus-Gemeinde Bern, Mitglied der Vineyard-Gemeinde Bern, Fachstelle Migration)

1. Die Afrikaner wünschen sich in der Schweiz eine differenziertere, weniger einseitige Wahrnehmung.

Nicht jeder Afrikaner ist ein Kleindealer oder aufs Betteln aus! Wie kann eine konstruktive Begegnung stattfinden, wenn diese von Vorurteilen und Angst geprägt ist?

2. Sich persönlich näher zu kommen, ist in der Schweiz sehr schwer, sowohl zwischen Schweizern und Schweizern und vielmehr noch zwischen Afrikanern und Schweizern, nochmals verstärkt in der Deutsch-Schweiz. Für Afrikaner, die sich in dieser Beziehung eine ganz andere Kultur gewöhnt sind, ist „das Klima“ hier schwer ertrag- und verstehbar.

Wenn wir nicht in der Kirche beginnen, auf einander zuzugehen, wo sonst können Brücken zwischen Menschen gebaut werden?

3. Für Afrikaner in der Deutsch-Schweiz ist es grundlegend, die deutsche Sprache zu erlernen, sowohl für den Kontakt mit Einheimischen, aber auch, um im Berufsleben überhaupt eine Chance zu haben, um eine Arbeitsstelle ausüben zu können.

Für entsprechende Kurse fehlt oft das Geld. Warum bietet nicht die Kirche Deutsch-Kurse an? Im Gegenzug könnten beispielsweise afrikanische Kochkurse angeboten werden (Wissenstausch-Börse wie in der Paulus-Kirchgemeinde).

4. Freiwilligenarbeit vermehrt anerkennen! Nebst der Anerkennung und der besseren Wahrnehmung brauchen freiwillig Mitarbeitende auch eine professionelle Begleitung und Unterstützung.

5. L'église, c'est nous!

Die Kirche werde in absehbarer Zeit buchstäblich aussterben, wenn es uns nicht gelänge, unseren Kindern das Evangelium weiterzugeben. Vielleicht könnte man dazu Gotthelf sinngemäss zitieren: „Im Hause muss beginnen, was leuchten soll in der Kirche.“

## Thesen und Fragen von Walter J. Hollenweger

1. Wenn Mission Gemeindegewachstum bedeutet (was ich glaube), dann können wir das getrost den Kirchen der Dritten Welt überlassen. Wie erklären Sie sich die Ignoranz der kirchlichen und weltlichen Medien und der Universitäten über die weltweite Erweckung des Christentums?
2. Was gibt es für theologische und biblische Gründe, dass Abendmahl, Taufe, Liturgie, Beerdigungen etc. nur von bezahlten und universitär gebildeten Beamten vollzogen werden können? Was hindert Ihre Gemeinde daran, einige nicht bezahlte, aber ordinierte PfarrerInnen anstelle der bisherigen Beamten einzusetzen?
3. Auch die Reichen sollen das Evangelium erfahren. Dazu aber braucht es andere Missionare. Kennen Sie jemanden, der sich als Zachäusmissionar eignen würde?
4. Zum Missionsauftrag gehört nach Matthäus 10 der Heilungsauftrag – und dies im Rahmen unserer üblichen gottesdienstlichen Liturgie. Die Krankenkassenprämien steigen. Was gibt es für biblische Gründe für die Berner Kirche, keine Salbungs- und Segnungsgottesdienste durchzuführen?
5. Wenn Mission etwas mit Oekumene zu tun hat, können wir gleich vor der Haustüre beginnen. Wie viele schwarze und braune Gottesdienstbesucher gibt es im Kanton Bern? Wie viel Prozent der Gottesdienstbesucher sind das?

\* \* \*

1. Si la mission a pour but la croissance numérique des églises (ce que je crois), il nous faut constater que les évangélistes et pasteurs des églises du Tiers-Monde sont les meilleurs missionnaires que nous. Comment est-ce que vous expliquez l'ignorance des médias (religieux et séculiers) et des universités au sujet du plus grand réveil que l'histoire ait jamais connu?
2. Pouvez-vous indiquer des raisons bibliques pour le fait que seulement des fonctionnaires avec une culture académique et payés peuvent célébrer la Sainte Cène, des baptêmes, la liturgie etc. Quels sont les obstacles que votre église consacre des personnes au pastorat sans leur donner un salaire?
3. Aussi les riches doivent entendre l'évangile. C'est pour cela que je propose une «mission de Zachée». Connaissez-vous quelqu'un qui pourrait devenir un missionnaire de Zachée?
4. D'après l'évangile de Matthieu (chp. 10) la guérison des malades fait partie de notre mission. Les taxes des caisses de maladie montent chaque année. Quelles sont les raisons bibliques et théologiques pour le fait que l'Eglise du Canton de Berne en général ne célèbre pas de cultes d'onction et de bénédiction ?
5. Si la mission est par définition une mission œcuménique nous pouvons commencer devant notre porte. Combien de chrétiens pratiquants noirs et bruns existent-ils au Canton de Berne? Ce sont combien de pour cents des membres pratiquants de l'Eglise de Berne?

# Schlussfeier

## Begrüssung

„Der Leib Christi in Bern ist multikulturell“ – lautet der Titel unserer Schlussfeier.  
Wir wollen diesen Gottesdienst feiern

im Namen von Gott Vater und Mutter  
im Namen von Jesus Christus,  
der uns durch seine Liebe erlöst  
und in der Kraft des Heiligen Geistes,  
welche uns erleuchtet  
und uns miteinander verbindet.

Lied 7) „Dans nos obscurités“

Lesung Zachäus-Text (f / d / e)

Bezug zum Bibeltext

In der Geschichte von Jesus bei Zachäus – ist die Selbsteinladung von Jesus der wichtigste Impuls. Wir wollen darin vernehmen, dass sich Jesus auch bei uns einlädt – und dies im Abendmahl feiern.

Und wir erkennen in der Bewegung auf Zachäus zu eine Parallele zum Thema des heutigen Tages:

Ihr von der afrikanischen Gemeinde in Bern habt bei uns angeklopft, ähnlich wie Jesus bei Zachäus – und ausgedrückt:

„Hallo – wir sind da – es gibt uns – wir möchten mit euch in Kontakt kommen.  
Macht uns eure Türen auf.“

Dieser Konferenztag heute ist eine Antwort auf euer Anklopfen – eine Feier der Gastfreundschaft (gegenseitig – in unseren Räumen, mit eurem Essen) und des Einander-Begegnens..... hoffentlich der Anfang einer gemeinsamen Geschichte.

Lied 1) „Yesu azali awa“

## Meditation zum Text – Prof. Hollenweger Zachäus Lk 19. 1 – 10

Im „Saemann“, dem Kirchenboten für Bern, wurde darüber gestritten, ob Vergebung unserer Sünden durch das Blut Jesu die wichtigste oder gar die einzige Auslegung des Kreuzestodes Jesu sei. Nun, es ist unbestritten, dass die ersten Christen in Jesus Vergebung ihrer Sünden fanden. Das war eine der möglichen Sinndeutungen des Lebens und Sterbens Jesu.

Was ich allerdings bis jetzt nicht fand im „Saemann“, ist eine Diskussion darüber, ob nicht nur Vergebung, sondern auch Überwindung der Sünde durch Jesus möglich sei. Was nützt denn die Vergebung, wenn wir weiter sündigen, wenn wir – wie der Zachäus – die Schwachen, die Dritte Welt weiter bis aufs Blut ausbeuten, wenn wir unsere Landwirtschaft subventionieren bis zum geht nicht mehr, damit die Agrarprodukte der Dritten Welt im Handel keine Chance haben, wenn wir die Umwelt unbarmherzig ausplündern, wenn die grossen Pharmakonzerne und die Nahrungsmittelkonzerne die sozialen und wirtschaftlichen Strukturen Afrikas und Lateinamerikas brutal kaputt machen – und wir, die Schweizer, die Schweizer Kirchen und die Schweizer Hilfswerke davon unverschämt profitieren?

Als Jesus zu Zachäus ging, wurde Zachäus ein anderer Mensch. Er verschenkte die Hälfte seines Vermögens, und was er beschissen hatte, gab er vierfach zurück. Das ist mehr als unsere Solidaritätsstiftung.

Die Zachäusse sitzen heute in den Chefetagen der Banken, der grossen Konzerne, der Weltbank, des WEF, des IWF und économiesuisse. Die Brennpunkte der Mission sind heute nicht mehr in Indien oder Nigeria, sondern in London, Frankfurt, Zürich und New York, dort, wo die Entscheidungen über Leben und Tod, über die Zukunft unseres Planeten getroffen werden. Die Zachäusmissionare gehen zu diesen Entscheidungsträgern. Sie machen den heutigen Zachäussen keine Vorwürfe. Dass sie himmeltraurige Existenzen sind, wissen diese schon. Darum sind sie gelangweilt und traurig. Darum verteidigen sie sich in der Öffentlichkeit und sagen: Wir sind im Grunde genommen Wohltäter der Menschheit. Das glauben sie zwar selber nicht. Darum zeigen die Zachäusmissionare den Zachäussen der Gegenwart, dass sie nicht weiter dem Mammon und der Sünde dienen müssen. Dass dieser Jesus nicht nur für unsere Sünden gestorben ist, sondern, dass er uns aus der Knechtschaft der Sünde befreit. Natürlich regiert das Geld die Welt. Das ist unbestritten. Aber Christen, Menschen, die Jesus begegnet sind, sind von dieser Knechtschaft befreit. Wann fangen unsere Kirchen, unsere religiösen Publikationen, unsere Missionsgesellschaften mit der Zachäusmission an? Wann hören sie auf, lediglich Sündenvergebung anzubieten; wann nehmen sie ihr eigenes Gebet ernst, das lautet:

Mach vom Hass die Geister frei,  
frei von Sündenlast und –ketten;  
brich des Mammons Reich entzwei,  
du nur kannst die Menschheit retten.  
Rette uns aus Schuld und Not,  
Heil'ger Geist, barmherz'ger Gott (RG 518.6)

Unsere Kirchen, unsere Missionen, unsere Synoden haben nicht die geringste Idee, wie sie die Zachäusmissionen missionieren könnten. Hier in diesem Kapitel des Lukasevangeliums ist der Weg vorgezeichnet. Natürlich braucht es für die Zachäusmission besondere Missionare, solche, die die Sprache, die Probleme und das Umfeld der heutigen Zachäusmissionen kennen. Dazu eignen sich die Theologen und Pfarrer nicht. Die meisten von ihnen machen sich lächerlich, wenn sie über Wirtschafts- und Finanzprobleme reden. Sie sitzen nicht, wie die CEOs auf einem Schleudersitz. Sie können – wie die übrigen Beamten der Staatsbetriebe – faul, langweilig, unpünktlich und inkompetent sein. (Ich sage nicht, sie seien es. Aber wenn sie es sind, passiert ihnen nichts! Sie haben trotzdem einen guten Lohn und eine sichere Pension). Anders die Chefmanager im freien Wettbewerb. Normalerweise machen sie nur einen Fehler (z.B. der Chefredaktor vom Sonntagsblick). Dann fliegen sie – allerdings manchmal mit netten Abfindungen. Das heisst, für die Zachäusmission braucht es andere Leute, Leute, die das Geschäft kennen, wie z.B. der Direktor der Weltbank, Horst Köhler, und andere. Diese Leute müssen wir ermutigen und mit ihnen zusammen Strategien entwickeln. Wir müssen ihnen bei der Suche nach Alternativen zum heutigen Unrechtssystem beistehen. Darauf warte ich bis heute umsonst. Der Kirche und den Missionen gehen die Ideen aus. Und immer, wenn der Kirche die Ideen ausgehen, fängt sie an zu bauen. Zum Beispiel die Heilig-Geist-Kirche in Bern wird für 1 ½ Millionen Franken renoviert, damit am Sonntag dort eine Handvoll Leute einen schönen Gottesdienst halten können – wie wenn alle Kirchen in der Stadt Bern Sonntag für Sonntag überfüllt wären. Ich könnte mir etwas Vernünftigeres vorstellen, das man mit 1 ½ Millionen machen könnte, z. B. könnten wir mit den Managern zusammen das Zachäus-Spiel „Kamele und Kapitalisten“ spielen, oder „Nymphe und Onesimus“ – alles Stücke, die ihre Situation thematisieren. Wenn sie in diese biblischen Spiele eintauchen, müssen sie nicht mehr zu den Buddhisten nach Kandersteg gehen, um von ihrem schlechten Gewissen befreit zu werden. Dann erleben sie, dass die Ausbeutung nicht notwendigerweise Bestandteil ihres Berufes ist. Dann erleben sie, dass es gut ist für ihr Geschäft, für ihre Familie und für sie selber, grosszügig, barmherzig und ehrlich zu werden in ihren Geschäftsbeziehungen. Und was machen wir mit der Heilig-Geist-Kirche? Diese schenken wir den Heilig-Geist-Kirchen in unserem Land, z.B. der Eglise Africaine Francophone und anderen Kirchen von Emigranten, brasilianischen, koreanischen, afrikanischen. Und das wäre nicht einmal eine originelle Idee. Die Kirchen in Amsterdam und Birmingham, und ein wenig auch in Basel, haben damit schon begonnen.

Die Kirche darf nicht nur über den Zachäus predigen. Sie muss auch handeln wie der Zachäus, grosszügig und barmherzig. Nun werden Sie fragen, macht denn der, der da spricht, das, was er sagt? Nun ja, alles kann ich Ihnen nicht erzählen. Aber eines will ich doch sagen. Die Amerikaner sind schon zweimal von Los Angeles zu mir gekommen und wollten mir meine wertvolle internationale Bibliothek abkaufen. Es ist wohl eine der besten Bibliotheken der Welt über die neuen Millionenkirchen in der Dritten Welt und über die Immigrationskirchen in Europa. Ich habe abgelehnt, obschon ich das Geld hätte brauchen können. Ich habe sie der Freien Universität Amsterdam geschenkt. Warum nicht der Uni Bern oder Basel? Weil diese Universitäten keine Spezialisten zu diesem Thema und kein Interesse an diesen Kirchen haben. In Amsterdam wurde ein Forschungszentrum eingerichtet mit drei Professoren, einem Anthropologen, einem Soziologen und einem Theologen. Ebenso hat die holländische theologische Hochschule der Pfingstbewegung ihre Schule auf den Campus der

Universität verlegt. Ihre Absolventen werden in Zukunft einen Hochschulabschluss machen. Darunter befinden sich viele indonesische, surinamische und andere aussereuropäische Gemeindeleiter in Europa. Es ist wichtig, dass die Kirche nicht nur Integration der Ausländer fordert, sondern sie tatkräftig vormacht. (Übrigens sind bei weitem nicht alle braunen und schwarzen Ausländer bei uns Muslime. Viele sind Christen. Und viele werden es noch).

Für die theologische Fakultät der Freien Universität löste dies eines ihrer grössten Probleme, denn sie hatten fast keine Studenten mehr. Die Hälfte der holländischen Fakultäten wird eingehen. Ähnliches bereitet sich auch in der Schweiz vor. Aber wer grosszügig ist, wer anfängt zu verschenken, wer merkt, dass das Rennen nach Geld und Prestige nichts bringt, der wird Wunder erleben.

### Hinführung zum Abendmahl

Lied 8) „Brich mit den Hungrigen dein Brot“

Im Abendmahl können wir die Gegenwart von Christus – seine Liebe zu uns feiern und geniessen.....wörtlich, leiblich.

Im Brot, das wir zusammen teilen und essen – und im Traubensaft, den wir trinken in seinem Namen – kommt seine Liebe zu uns immer wieder auf die Welt.

Um uns einzustimmen dafür, sammeln wir uns zum Gebet.

## Gebet

Jesus Christus,  
du bist die Liebe aus Gott, welche bei uns und in uns anklopft.  
Du bist die Liebe aus Gott, welche uns verwandeln und heilen möchte.  
Mache uns aufrichtig und erneuere uns – wirke Wunder in unserer Mitte,  
wie du ein Wunder an Zachäus bewirkt hast.  
Heiliger Geist – öffne unsere Herzen  
und lass uns eine Gemeinschaft sein in deinem Sinn –  
ein multikultureller Leib Christi, der Hoffnung und Lebendigkeit ausstrahlt  
in dieser Zeit, wo wir es alle nötig haben. (Amen)

Gebetsteil französisch von Pasteur Eduardo

## Einsetzungsworte

Der Herr Jesus  
in der Nacht, da er verraten ward,  
nahm er das Brot,  
dankte und brach's,  
gab es seinen Jüngern und sprach:  
Nehmet, esset, das ist mein Leib,  
der für euch gegeben wird.  
Das tut zu meinem Gedächtnis.

Und er nahm den Kelch,  
dankte,  
gab ihn seinen Jüngern und sprach:  
Trinket alle daraus.  
Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut,  
das vergossen wird für euch  
zur Vergebung der Sünden.  
Das tut zu meinem Gedächtnis.

Einsetzungsworte französisch – Pasteur Eduardo

Das Abendmahl

wurde gefeiert in Begleitung der Musik von Chr. Fankhauser und afrikanischen Liedern und Musikspiel.

Fürbittgebete

in lingala und englisch werden gelesen

Wir beten das UNSER VATER in allen anwesenden Sprachen.

Mit dem Segen von Pasteur Eduardo und Brigitte Bühler, Pfarrerin,

Möge Gottes Segen auf euch ruhen

Gottes Friede sei mit euch

Gottes Liebe erleuchte euer Herz

jetzt und immerdar – Amen

und der Musik von Christoph Fankhauser und den „musiciens africains“ neigt sich die Tagung dem Ende zu.



## PRESSESTIMMEN

### Communiqué der Reformierten Kirchen Bern-Jura

Afrika in Bern

OeMe-Herbsttagung: „Mission in Zeiten der Migration“

Die Herbsttagung der OeME, der Fachstelle für Ökumene, Mission und Entwicklungszusammenarbeit der Reformierten Kirchen Bern – Jura, beschäftigte sich am Samstag in Bern mit der afrikanischen Kirchgemeinde in Bern und den Einwandererkirchen. Im Mittelpunkt der Tagung stand das Referat von Professor Walter J. Hollenweger „Mut zur Mission“.

„Nkosi Sikelel'i Afrika“ – „Gott segne Afrika“ – sangen die 250 BesucherInnen zu Beginn der Tagung mit der Band der afrikanischen Kirchgemeinde in Bern, welche musikalisch durch den Tag führte und die Anwesenden immer wieder zum Mitsingen afrikanischer Kirchenlieder bewegte.

Albert Rieger, Bereichsleiter der Weltweiten Kirche (WWK) und Leiter der Fachstelle OeME, eröffnete die Tagung und erklärte, dass sich die Reformierten Kirchen Bern – Jura an das Phänomen Einwanderungskirchen herantaste. Die Migrationskirchen, vor allem die Gemeinden aus Afrika, brächten neue Formen des Kircheseins und eine charismatische, pfingstliche Frömmigkeit aus ihren Ländern mit. Die weltweite Kirche sei multikulturell und viele Christen hätten noch keine Notiz davon genommen. Da diese Kirchen aber am schnellsten wachsen, würden sie mit Sicherheit das Gesicht des Christentums weltweit prägen.

Der französischsprachige Angolaner Eduardo Kiakanua, Pfarrer der etwa 100-köpfigen afrikanischen Gemeinde in Bern, ist 1994 selber als Asylbewerber in die Schweiz gekommen. Er erzählte in seiner Ansprache, dass viele der afrikanischen Neuankömmlinge mit Diebstählen, Drogenhandel und Prostitution in Berührung kämen. Darum sei es besonders wichtig, die Asylbewerber in die Gemeinde aufzunehmen und ihnen ein Stück Heimat zu bieten. Fehlende Integration würde oft zu Kriminalität führen. Die Afrikanische Gemeinde habe eine wichtige Funktion in der Betreuung der neuankommenden Flüchtlinge übernommen, integriere viele arme Landsleute und helfe diesen auch materiell.

„Mission in Zeiten der Migration“

Die Thematik der Tagung wurde auch von den Gästen aus dem Sudan, Kamerun und Tansania, die in verschiedene Kirchgemeinden im Kanton Bern zu Besuch sind, aufgenommen. Sie rühmten das Werk der europäischen Missionare, die das Evangelium nach Afrika brachten, kritisierten aber, dass Europa seine geistlichen Wurzeln zu verlieren drohe. Afrika komme nun zurück nach Europa mit neuen Einflüssen. Für sie bedeute Mission in Afrika die Unterstützung für Projekte wie Frauenbildung und Alphabetisierung.

Professor Walter J. Hollenweger, Missionstheologe und Ökumeniker der ersten Stunde, befasste sich in seinem Referat „Mut zur Mission“ mit verschiedenen Thesen der Missionierung. Dass die Zahl der Christen im Verhältnis stärker wachse als die Weltbevölkerung, sei den Kirchen der Dritten Welt zu verdanken. Diese würden sehr schnell wachsen und bräuchten die europäischen Missionare längst nicht mehr.

Mission sei dringend nötig – „aber bei uns“, sagte Hollenweger weiter. „Wenn Gerechtigkeit der Inhalt der Mission ist, so brauchen wir neue Missionare für die Banken-, Finanz- und Wirtschaftswelt. Die Missionsfelder für diese Mission sind nicht Bangladesch, Indien oder Südafrika, sondern Frankfurt, London, Zürich und New York“, so Hollenweger. „Die Reichen und Mächtigen müssen sich ändern, so wie der Zöllner Zachäus in der Bibel, der das Geraffte vierfach zurück gab“. Es sei stossend, dass die 222 Reichsten gleich viel besäßen wie die 200 Milliarden Ärmsten der Welt. „Während unsere Staaten einen grausamen Ausbeutungskrieg gegen die Dritte Welt führen werfen wir ein paar Konservenbüchsen ab.“ Hollenwegers These dazu: „Weg von der Symptombekämpfung und hin zur eigentlichen Zachäus-Mission. Auch die Reichen sollen das Evangelium erfahren. Dazu braucht es aber andere Missionare.“ Weiter beleuchtete Hollenweger die Ökumene. Wir sollten nicht für die Ausländer in unserer Mitte etwas tun, sondern mit ihnen zusammen. „Wenn Mission etwas mit Ökumene zu tun hat, können wir gleich vor der Haustüre beginnen.“, beendete Hollenweger sein mit vielen „träfen“ Sprüchen und Aussagen gespicktes Referat.

Gestärkt von einem reichhaltigen afrikanischen Spezialitäten-Buffer, vertieften die Tagungsteilnehmerinnen am Nachmittag in verschiedenen Gruppen die Thematik. Zum Abschluss der Tagung wurde eine liturgische Feier unter dem Motto „Der Leib Christi in Bern ist multikulturell“ abgehalten.

Karin Freiburghaus  
Fachstelle Kommunikation

## Communiqué zur Team Visit

### **Team-Visit aus Afrika:**

#### **„Schweizer Kirchen brauchen unser Gebet“**

Genf, 22. November 2002: Mit einem Besuch im ökumenischen Zentrum in Genf, einer Schlussevaluation und einem ökumenischen Gottesdienst ging der dreiwöchige Besuch von Gästen aus afrikanischen Kirchen zu Ende. Ein grosser Teil der zwölf Gäste aus Kamerun, Simbabwe, Sudan und Tanzania war zum ersten Mal in Europa. Befragt nach ihren Eindrücken von den Begegnungen in Pfarreien und Kirchgemeinden, hielten sie den Gastgebern einen Spiegel vor Augen, der diesen die wunden Punkte der Schweizer Kirchen ungeschminkt vor Augen führte.

Es waren nicht hochrangige Vertreter oder Vertreterinnen, die der Einladung der Schweizer Kirchen gefolgt waren, sondern mehrheitlich engagierte Kirchenmitglieder von der Basis, sowohl von katholischen als auch von protestantischen Kirchen in Afrika. Mehrtägige Besuche in Kirchgemeinden und Pfarreien gaben ihnen einen Einblick in den Alltag von Schweizer Familien und Kirchen. Sie äusserten sich durchwegs positiv über die herzliche Gastfreundschaft und zeigten sich insbesondere beeindruckt von der selbstverständlichen ökumenischen Zusammenarbeit vor Ort. Ins Auge fielen auch die beneidenswerte Infrastruktur an kirchlichen Gebäuden und die finanziellen Möglichkeiten der Gemeinden. Positiv vermerkt wurde von den interessierten und lebhaften Gästen auch der Religionsunterricht an den staatlichen Schulen und die gute Zusammenarbeit zwischen Kirche und Staat.

Doch all diese positiven Eindrücke vermochten die afrikanischen Christinnen und Christen nicht zu blenden. Sie zeigten sich zutiefst beunruhigt über den geistlichen Zustand der Gemeinden. „Wie kann man Gottesdienst feiern ohne die Jugend?“ fragten sie besorgt. „Warum ist das Interesse an den kirchlichen Aktivitäten so gering? Christsein ohne Gemeinschaft hat doch keine Ausstrahlung.“ Hier mussten tiefsitzende Vorstellungen vom christlichen Europa revidiert werden. „Eure Vorfahren brachten uns das Evangelium. Wie kommt es, dass eure Kirchen heute fast leer sind?“ Die afrikanischen Gäste hatten richtig beobachtet, dass der Wohlstand und Überfluss in der Schweiz den Individualismus förderte und den Sinn für Gemeinschaft und gegenseitige Verantwortung beeinträchtigte. Sie kamen mit der Erfahrung, dass dieser Sinn für Gemeinschaft in vielen Krisen geschüttelten Regionen Afrikas den Menschen das Überleben und den Kirchen das Wachstum gewährt. „Die Kirchen der Schweiz brauchen unser Gebet.“, war die für einige der Gäste überraschende Entdeckung. Verbunden war diese Einsicht mit dem Wunsch, dass die Schweizer Kirchenmitglieder noch mehr Interesse zeigen möchten für jene Kirchen und Länder, welche von ihren grosszügigen Spenden profitieren. Die Team-Visit förderte dieses gegenseitige Interesse. Für einmal standen nicht Spenden und Projekte im Vordergrund, sondern die Begegnung von Mensch zu Mensch.